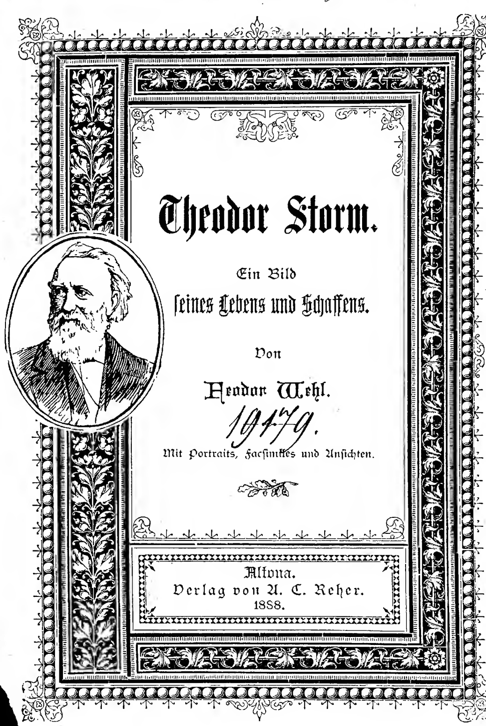



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR





Theodor Storm.

Ein Bild
seines Lebens und Schaffens.

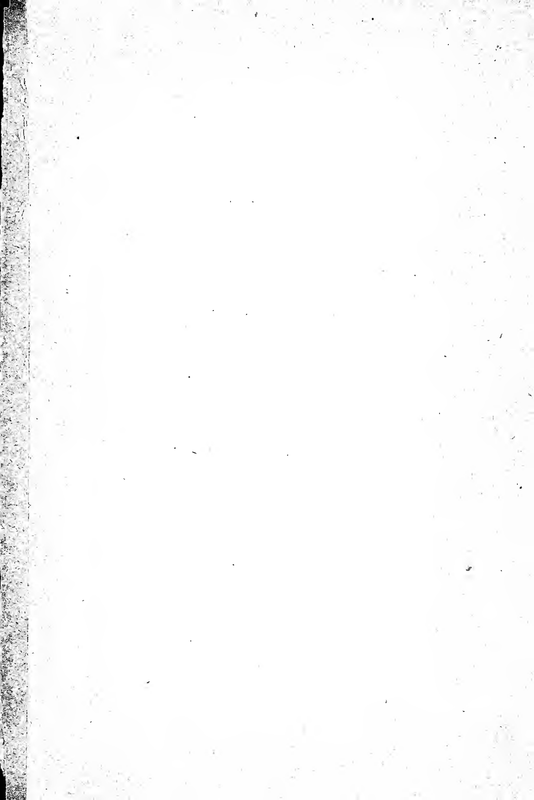
Von

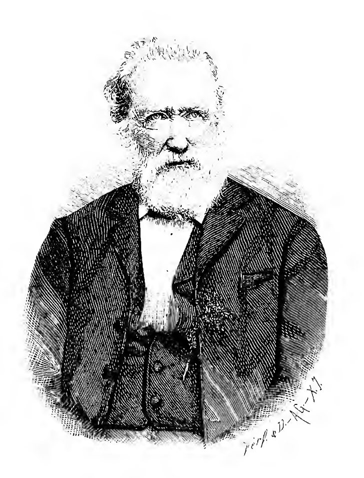
Feodor Wehl.

Mit Portraits, Facsimiles und Ansichten.

Altona.
Verlag von A. C. Reher.
1888.







Th Storm

Hademarschen 1887.

Theodor Storm.

Ein Bild
seines Lebens und Schaffens.

Von

Feodor Wehl.

Mit Portraits, Facsimiles und Ansichten.

Altona
Verlag von A. C. Reher.
1888.



Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
in Hamburg.

Es mag einigermaßen befremdend und seltsam erscheinen, nach einem erst im Jahre 1887 in den Buchhandel gebrachten Werke über Theodor Storm im Jahre 1888 bereits ein neues über diesen Dichter herauszugeben. Allein abgesehen davon, daß ein Mann von der schriftstellerischen Bedeutung, wie sie Theodor Storm unbedingt zugesprochen werden muß, wohl verdient, mehrfach in Betracht gezogen zu werden, ist jene wohl in Ehren zu haltende Arbeit von Dr. Paul Schütze auch wesentlich als Festschrift zu Storm's siebenzigstem Geburtstage und als eine Huldigung anzusehen, welche den Jubelgreis noch selbst erfreuen und erheben sollte.

Das vorliegende Buch kann einen solchen Zweck nicht mehr verfolgen. Es wird begonnen, nachdem sich die Augen Desjenigen für immer geschlossen, dessen Andenken es gewidmet sein soll. Am 4. Juli

dieses Jahres ist Theodor Storm zu Hademarschen, wie es heißt, am Magenkrebs gestorben.

Am 7. wurde seine Leiche dort auf die Eisenbahn gebracht, um in seiner Geburts- und Vaterstadt Husum beigesetzt zu werden. Die „Nord-Ostsee-Zeitung" in Kiel enthielt am 10. von einem nahen Freunde des Heimgegangenen folgenden Nachruf:

„Theodor Storm's letzter Weg.

„Die Sterbeglocken sind verklungen und die Dorfstraße liegt wieder still und einsam, die wir soeben noch durchschritten hinter dem Sarge des geliebten Todten. — Wir sehen sein freundliches Antlitz nicht wieder und hören nicht mehr seinen herzlichen Gruß und seine theilnehmende Frage.

Wir, seine Mitbewohner des friedlichen Dörfchens, verlieren in ihm nicht sowohl den berühmten Dichter, als den treuen Nachbar, den warmen Freund und den geliebten Verwandten! Ja, unersetzlich ist dieser Verlust, das wissen Diejenigen, in deren Mitte er seine letzten Lebenstage verbrachte und die ihm jetzt das letzte Geleite geben in seine Vaterstadt, „die graue Stadt am Meer". Dort, in Husum, will er ruhen an der Seite seiner Gattin

und seiner Eltern und dorthin geleiten ihn seine Lieben alle, die Frau, die Kinder, die Geschwister und deren Kinder. — Doch Viele, die ihn liebten, konnten ihn nicht zur letzten Ruhestätte bringen; da kamen sie denn heute früh um 10 Uhr in sein Haus und seinen Garten, eine große trauernde Menge, mit Blumen und Kränzen beladen; und unter dem feierlichen Klang der Kirchenglocken hoben die Nachbarn den wunderschön geschmückten Sarg auf den Wagen und still und traurig gingen wir alle noch einmal den so oft von ihm betretenen Weg durchs Dorf zum Bahnhof. Und überall auf Schritt und Tritt sah man die letzten Liebesbeweise; von der Gartenpforte bis zum Bahnhofsgebäude hatten die Bewohner Hademarschens weißen Sand und frische Tannenzweige gestreut, und dem Sarg voran gingen die vier kleinen Töchter unseres Pastoren, weiß gekleidet mit schwarzen Schleifen und streuten Rosen und andere Blumen auf den Weg. Auf den Häusern wehten Fahnen mit Kränzen und Trauerflor, und man wurde lebhaft erinnert an den fröhlichen Gang, den wir am 14. September 1887, am siebzigsten Geburtstage des Greises, durchs Dorf machten, wo Fahnen und Kränze und Ehrenbogen die herzliche Liebe und Freude, die er genoß,

bekundeten. Und Liebe und Trauer haben heute die Blumen und Kränze gespendet und die Fahnen aufgezogen zum letzten Mal für „den olen Rath!" wie er allgemein genannt wird.

„Auch der Wagen, der auf dem Bahnhof zum Transport der Leiche bereit stand, war ganz ausgeschmückt mit Tannenreisern und Blumen aus des Verstorbenen eigenem, so sehr geliebten Garten, der augenblicklich in dem schönsten Blumenflor prangt. Der Sarg wurde noch unter Glockenklang hineingehoben, die Blumen und Kränze herumgelegt, und mit thränendem Auge sahen wir um 11 Uhr den Zug von dannen fahren mit dem theuren Todten und dem Trauergefolge.

„Unser Freund hatte die Blumen so gern und ruht nun bedeckt von Blumen, die seine Hand gezogen, auf denen sein Auge noch in den letzten Tagen mit Freude geruht. „Sieh, jetzt fangen meine Rosen an zu blühen!" war eins der letzten Worte, die er mir sagte am Sonnabend vor seinem Tode, und seine magere Hand strich liebkosend über einen mit Knospen bedeckten Rosenbusch. Jetzt sind die Rosen zum Leben erblüht und unser Freund hat die Augen geschlossen im letzten Schlaf; doch auch seine lieben Rosen schlafen bei ihm;

wir brachen sie und legten sie in seine Hände, auf seine Brust.

„Möge Gott ihm die ewige „Ruhe" schenken, nach der sein Herz sich sehnte und die wir ihm gönnen, wenn wir auch mit blutendem Herzen ausrufen: Lebe wohl, Du theurer, unersetzlicher Freund, mit Thränen sahen wir Dich scheiden, doch unvergessen sollst Du fort und fort in unserer Erinnerung und in unserer Liebe leben!

Hademarschen, den 7. Juli 1888. E. W. S."

Aus Husum aber meldete „Die deutsche Presse", das Organ des deutschen Schriftsteller-Verbandes in Berlin, unter dem 15.:

„Am Sonnabend, den 7. d., Nachmittags, traf der Zug von Hademarschen-Hanerau mit dem reichgeschmückten Sarge Theodor Storm's und den Familienmitgliedern des Dahingeschiedenen in Husum ein. Auf dem Bahnhofe waren die Leidtragenden versammelt, unter ihnen Oberpräsident Steinmann, Bürgermeister Gurlitt und die Stadtverordneten von Husum, welche zahlreiche Kränze auf den Sarg legten. Vom Rathhause wehte eine schwarze Trauerflagge. Unter Glockengeläute bewegte sich der imposante Leichenzug nach dem

St. Jürgen-Kirchhof zur Familiengruft, wo zahllose Kränze von der Stadt und von Freunden, unter Anderen von Paul Heyse, niedergelegt wurden. Anwesend waren außer dem Sohne des Verstorbenen, Rechtsanwalt Storm, eine große Anzahl dem Heimgegangenen befreundeter auswärtiger Schriftsteller. Viele eingegangene Telegramme bekundeten überdies, daß Zeit und Ort des Begräbnisses zu wenig bekannt gewesen sind, als daß die Absender persönlich hätten eintreffen können. Der Dichter ruht in seiner Vaterstadt neben seinen Eltern und seiner ersten Gattin nebst Kindern.

„Bemerkt sei noch, daß dem Wunsche des Dichters gemäß kein Geistlicher der Bestattung beiwohnte, aber die Glocken der Stadt läuteten. Von den reichen Blumenspenden löste der Wind, während der weite Trauerzug dem Grabe entgegenschritt, so viele ab, daß es aussah, als falle ein Blüthenschnee vom Sarge des abgeschiedenen Poeten."

So schloß die irdische Laufbahn desjenigen Schriftstellers, der hier in seinem Leben und künstlerischen Schaffen eingehend und unbefangen dargestellt und gewürdigt werden soll. Die Darstellung und Würdigung, welche die nachstehenden Blätter bieten, wollen weder schmeicheln noch in

blinde Verehrung ausströmen, sondern einfach über den Abgeschiedenen selbst wie über seine Dichtungen die Wahrheit sagen und in dieser Wahrheit nachweisen: nicht nur wie er und seine Schöpfungen geworden, sondern auch wodurch und wie sie beide zu dem Ansehen und dem Ruhme gelangt sind, die sie im Laufe der Zeit errungen haben.

Sie gelangten sehr nach und nach und ziemlich spät dazu. Die Literaturgeschichten der vierziger und fünfziger Jahre erwähnen sie entweder gar nicht oder nur sehr beiläufig. Die von Theodor Mundt (1853) weiß noch gar nichts von ihnen und „Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" von Rudolf Gottschall, deren dritte Auflage 1872 herauskam, nennt beide nur sehr flüchtig neben „Luana" und „Was sich der Wald erzählt" von Gustav zu Putlitz und „Die Pilgerfahrt der Rose" von Moritz Horn, Dichtern und Dichtungen, welche heute mit Theodor Storm und seinen Werken nicht mehr in Vergleich kommen können, da sie gegenwärtig mit Recht hoch über ihnen stehend erachtet werden. Jene zählen zu den sogenannten Lovely-Poeten, die eine Zeitlang mit ihren lieblich und süß tönenden Gesängen und Plauschereien das Ohr einer „in verlorene Rei-

gungen" vertieften Zeit anmuthig gefangen nahmen, aber auf die Dauer nicht zu beschäftigen und zu fesseln vermochten, während Theodor Storm und seine poetischen Erzeugnisse, sich mehr und mehr innerlich vertiefend und zugleich in künstlerischer Ausgestaltung mächtig in die Höhe wachsend, die gebildete Welt immer lebhafter und bezwingender für sich gewonnen haben.

Zwar Eduard Mörike, mit dem Theodor Storm manches Aehnliche hat, und mit dem er früh in geistige Berührung trat, erkannte schon 1853 und gleichsam auf den ersten Blick seine Bedeutung, als er ihm über „Immensee" schrieb:

„Ich fühle eine reine, echt dichterische Luft darin verbreitet; die Innigkeit und Liebe, womit Sie nicht verschmähen, die einfachsten Verhältnisse und Situationen in feiner, edler Zeichnung darzustellen, Ihre Neigung zum Stillleben, thun gegenüber dem verwürzten Wuste der Modeliteratur außerordentlich wohl."

Ueberhaupt ward Theodor Storm, was hier gleich am Eingange ausgesprochen sein mag, lange vor der eigentlichen Kritik und der Literaturgeschichte von seinen Genossen, d. h. von Dichtern anerkannt. So ziemlich seine erste öffentliche Anerkennung

ward ihm von Eduard Tempeltey zu Theil, der über „Theodor Storm's Dichtungen" im Winter 1865 in Gotha einen Vortrag hielt, den er 1867 in Kiel in Druck erscheinen ließ. Darin sagt er unter Anderem:

„Es giebt Menschen, die gar nichts erleben, und solche, denen Alles zum Erlebniß wird. Zu der letzteren Eigenschaft gehört ein klarer Kopf und ein warmes Herz. Aber um etwas nicht blos als Erlebniß zu empfinden, sondern auch aus der Erinnerung zu gestalten, ist mehr erforderlich: ein scharfer Blick für das Detail der gegenständlichen Welt, der jede Linie in ihrer Besonderheit faßt und fixirt, ein fein besaitetes Gemüth, das die leiseste seelische Schwingung mit empfindet und jede Stimmung in ihrer eigenthümlichen Klangfarbe festzuhalten weiß, endlich jene Idealität, der die Fülle des Einzelnen doch nicht den inneren Zusammenhang des Ganzen stört.

„So bei Storm. Alles, was er gedichtet, macht den Eindruck des Erlebnisses. Nur muß man freilich nicht zudringlich nach persönlichen Beziehungen suchen und mit plumper Hand in die Gewebe von Wahrheit und Dichtung hineingreifen, ordinäre Neugier zu befriedigen. Der Poet

erlebt auf besondere Weise. Er erlebt nicht nur an sich, er erlebt auch Eigenes an Andern; er erlebt mit; er erlebt in der Phantasie, die die zufälligen und scheinbar bedeutungslosen Keime, die das Leben bietet, schöpferisch fortentwickelt und organisch gestaltet."

Tempeltey macht sehr richtig darauf aufmerksam, daß die meisten Erzählungen Storm's Erinnerungen sind; daß fast alle sich aus einem vergilbten Album, einer verblichenen Haarlocke, einer unerwartet aufgefundenen Handschrift oder der Wiederbegegnung einer Jugendbekanntschaft entspinnen. Storm's Muse lebt und webt in der That in der Vergangenheit. Sie blickt mit Vorliebe zurück in verrauschte Tage. In einsamer Stille, in blassen Mondnächten sitzt sie am liebsten und träumt von verklungenen Zeiten. Sie sieht im Geiste alte Häuser und Gärten und darin liebe Menschen, die mit ihren Leiden und Freuden hin- und wiederwandeln Von fern herüber rauscht das Meer, der Wind wühlt heimlich im Laubwerk der Bäume und im Gebüsch singt eine einsame Nachtigall. Man hört leises Liebesgeflüster oder Weinen oder ein Abschiedswort. Ueber Allem liegt der Zauber der Wehmuth. Man fühlt sich erregt,

angezogen, gefesselt. Am Ende aber erhebt sich Storm's Muse und spricht mit schmerzlichen Lächeln: Es ist lange her; Häuser und Gärten sind nicht mehr vorhanden oder gänzlich verändert; die Leute alle todt.

Allein seine Darstellung hat das Alles leibhaftig vor die Seele geführt und genau in jeder, auch der kleinsten Einzelheit erkennen lassen. „In hohem Grade," rühmt Tempeltey, „ist Storm gegeben, mit bescheidenem Aufwand der äußeren Mittel zu gestalten, so greifbar und sympathisch, wie es nur guter Beobachtung und warmer Empfindung eigen." Dabei verschweigt er freilich auch die Schwächen des Dichters nicht. „Zuweilen," rügt er, „wird eine momentane Erfindung, ein Augenblicksbild, das haften geblieben, wieder gegeben, ohne durchaus nothwendig sich einzufügen; zumal in Herzenserlebnissen ist ja der kleinste Zug dem, der erlebt, von Wichtigkeit. Doch trifft man auf dergleichen nur selten und dann in Unbedeutendem; zumeist bewahrt Storm's künstlerischer Takt ihn davor. Uebler aber sind die mancherlei Lücken, die diese Art der Darstellung mit sich bringt. „Wiederum waren Jahre vorüber," „Jahre waren seitdem vergangen," „die Zeit verstrich" — der-

gleichen lose Bindeglieder finden sich häufig, und die Zeiträume, die so übersprungen werden, sind oft von bedenklicher Weite. Zuweilen ist es, als empfinge man den Eindruck von Guckkastenbildern, — gerade genug, um ein helles Licht auf eine weite Strecke vorwärts und rückwärts zu werfen, dann wieder eine Weile Dunkelheit und nichts. Gewiß ist es ein Vorzug, daß Storm nicht zu den Dutzendpoeten gehört, die Alles sagen, was sie auf dem Herzen haben, daß der mitschaffenden Phantasie des Lesers überall eine Perspektive sich bietet, die er selber ausfüllen mag. Aber wesentlich ist doch, daß nicht die künstlerische Komposition darunter leide, und bei der Darstellung innerer Konflikte kann der Wunsch nach weiterer Ausführung auch ein sittliches Verlangen sein."

Außerdem meint Tempeltey: „In gewissem Sinne könnte man sagen, die Melodie aus „Immensee" klinge bei Storm fast überall wieder; es ist wie wenn „Immensee", wenn auch nur leise andeutend, die Summe seiner innern Erlebnisse enthielte, so daß beinahe jedes fernere Buch nur eine weitere Ausführung und Vertiefung der bereits dort berührten Themeta sei."

Diese Meinung trifft indeß nur bei Storm's

Erzählungen seiner ersten früheren Dichterperiode zu, die Tempeltey für seinen Vortrag von 1865 auch lediglich blos im Auge haben konnte, denn erst nachdem die Herzogthümer Schleswig-Holstein dauernd für Deutschland gewonnen, begann Storm's Begabung sich recht zu entfalten und höheren Flug zu nehmen. Tempeltey sah das voraus und verkündete es im Eingang zu seinem Vortrage, in dem es heißt: „Nun aber, wenn manche unerquickliche Stimmungen des Augenblicks verflogen, wird anfathmend ein neues Leben sich regen; in immer innigerer Wechselbeziehung zum Gesammtvaterlande werden alle Bestrebungen materieller wie geistiger Art stolzer und kräftiger gedeihen, wärmer und unmittelbarer wird jeder Pulsschlag des allgemeinen Lebens mitempfunden werden, als in den langen Jahren vermessenen Drucks, wo jeder Gedanke und jedes Empfinden mit Recht auf ein einziges Ziel gerichtet war. Auch die Kunst wird von den Schlachten, die das Schwert schlug, reinen Gewinn davontragen; sie vor allem bedarf zu fröhlicher Entfaltung des Sonnenscheins und der sicher umfriedeten Heimath. Die Jahrzehnte innerlich verbitterter, tagtäglich sich müde arbeitender Abwehr sind ihr nicht günstig gewesen; so klangvolle Namen

der deutschen Wissenschaft auf schleswig-holsteinischem Boden erwuchsen, — unsere neuere poetische Literatur weiß wenige von dorther zu verzeichnen."

Tempeltey nennt Friedrich Hebbel, Klaus Groth und als dritten Theodor Storm, diesen Letzten aber noch mit einiger Verzagtheit. Von Storm lagen damals „Immensee", „Im Sonnenschein", „Angelika", Drüben am Markt", „Abseits", „Hinzelmeyer", „Der kleine Hawelmann", „Die Regentrude", „Bulemanns Haus", „Der Spiegel des Cyprianus", „Auf der Universität", „Auf dem Staatshof", „Im Schloß", „Veronika", „Späte Rosen", „Ein grünes Blatt", „Posthuma", „Martha und ihre Uhr", „Im Saal", „Wenn die Aepfel reif sind", „Unter dem Tannenbaum" und die Gedichte vor. „Leichte Hefte", sagt Tempeltey, „in zierlichen Miniaturausgaben mit Viguette und Goldschnitt, welche die Büchertische eleganter Boudoirs schmücken und selbst in exklusiven Salons wohlgelitten sind." Er fügt hinzu: „Das wäre in den Augen einer rigorosen Kritik, die gegen goldgepreßte Miniaturausgaben zu eifern pflegt, ein harter Vorwurf"; und fährt dann wie entschuldigend fort: „aber weshalb der eleganten Hülle wegen den Inhalt verwerfen, wenn er an

sich gut ist und ohne Prätension auftritt? Eine exklusive Salonliteratur, die innerlich isolirt steht, ist allerdings von Uebel; Storm jedoch ist ein Poet für jedes sinnige, rein empfindende Gemüth. Er gehört der Nationalliteratur an."

Er gehört der Nationalliteratur an!

Das wurde damals wohl zum ersten Mal gesagt und war ein „großes Wort", das nicht ganz „gelassen" ausgesprochen ward, denn Storm's Name stand zu jener Epoche noch unter vielen andern, die keine besondere Bedeutung hatten oder zu behaupten vermochten. Er wuchs erst mit der Einverleibung der Elbherzogthümer in Preußen über viele andere hinaus. Der Adler dieses Staates hat ihn auf seine Fittiche genommen und zur Sonne emporgetragen. Er flog mit ihm auch ins Deutsche Reich.

Dies inne zu werden und zu verstehen, muß man Theodor Storm's Abstammung, Leben und Geschichte kennen.

Theodor Storm ward am 14. September 1817 in Husum, der größten, an der Nordsee gelegenen Stadt Schleswig-Holsteins, geboren. Er hat sie selbst in nachstehenden Versen besungen:

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd auch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Diese graue Stadt am Meere, an der das ganze Herz von Storm gehangen hat, zählte zu dessen Jugendzeit kaum über viertausend Einwohner. An der Mündung der Eider in die Nordsee gelegen, war sie 1272 noch ein zu Milsted eingepfarrtes Dorf, das erst Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein eigenes Kirchspiel und während der Hansa wegen seiner regen Schifffahrt und seines lebhaften Handels Aufnahme in das Wisbyer Seerecht erhielt, das damals in dem ganzen Norden Europas eingeführt war. 1582 ward das Dorf zum Markt-

flecken und 1608 dieser zur Stadt erhoben. Schon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts gilt der Ort als ein nicht unbedeutender Handelsplatz, in dessen Hafen Handelsschiffe aller nordischen Völker vor Anker gingen. Ihrem Aufblühen thaten jedoch der unheilvolle dreißigjährige Krieg und zwei verwüstende Wasserfluthen (von 1634 und 1717) wesentlichen Eintrag. Rhederei, Schiffbau und Viehhandel, die sie vorzugsweise betrieb, kamen dadurch ins Stocken und fielen anderen Hafenplätzen zu. Eine eigene vorübergehende Berühmtheit erlangte Husum durch den Aufenthalt der religiösen Schwärmerin Antoinette Bourignon aus Frankreich, der von 1671 bis 1674 stattfand.

Diese geistreiche, aber auch höchst eigenthümliche Person, war zu Lille am 13. Januar 1616 einem begüterten Kaufmann geboren worden und so ungestaltet und häßlich, daß man sie für lebensunfähig hielt und darum allen Ernstes daran dachte, sie als Mißgeburt tödten zu lassen. Nur der Umstand, daß Niemand Hand an sie legen wollte, erhielt sie. Wunderbarer Weise entwickelte sich in ihrem gebrechlichen und unförmlichen Körper sehr schnell und überraschend ihr Geist. Schon als zwölfjähriges Mädchen setzte sie alle Welt durch ihre Einfälle

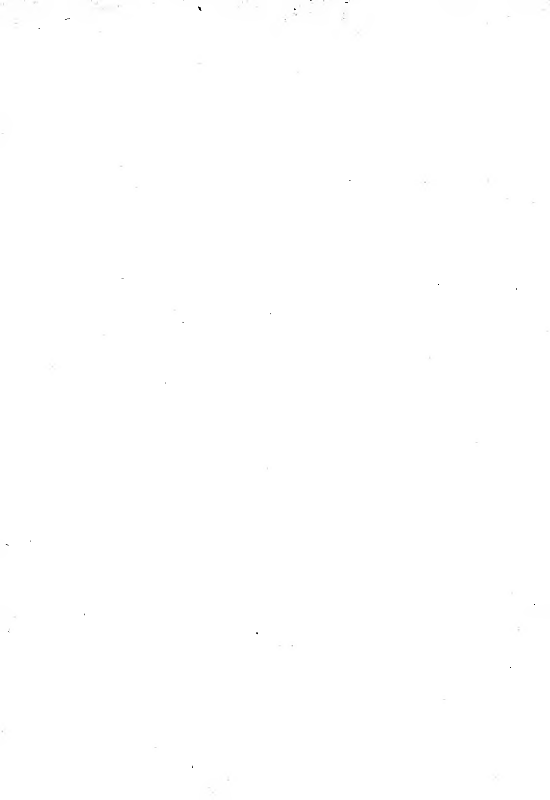
und Reden in Erstaunen. In ihrem zwanzigsten Jahre wollte man sie verheirathen, aber es war inzwischen fester Entschluß bei ihr geworden, ledig zu bleiben und die Lehre des reinen Evangeliums wiederherzustellen. In Mannskleidern entfliehend, kam sie durch Vermittelung des Erzbischofs von Cambray in ein dortiges Nonnenkloster; hier wußte sie viele der Nonnen ihren religiösen Ansichten und dem Plane einer Auswanderung, um jene zu bethätigen, geneigt zu machen. Da man aber ihren Umtrieben noch zeitig genug auf die Spur kam, um denselben rasch ein Ziel setzen zu können, ward sie aus dem Kloster ausgestoßen und genöthigt, in das bürgerliche Leben zurückzukehren. In diesem verhielt sie sich nun, auf Zureden ihrer Familie, längere Jahre ruhig, in der Stille und unter der Hand ihre Nachforschungen in der Bibel und alten Kirchenschriften fortsetzend. In ihrem sechsundvierzigsten Jahre durch den Tod ihres Vaters in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gekommen, gründete sie in Lille ein Hospital, in dem sie aber bald durch ihre mystischen Anschauungen Grund zu öffentlichem Aergerniß gab und deswegen ausgewiesen wurde. Hierauf nach Amsterdam übersiedelnd, eröffnete sie dort ein Haus, das allen

Sektirern und Schwärmern offen stand. Da sie ihre religiösen Offenbarungen aber endlich auch auf staatliche Dinge auszudehnen und dieselben im Druck erscheinen zu lassen begann, ward ein Haftbefehl gegen sie erlassen, dem sie sich indeß durch eilige Flucht noch glücklich zu entziehen wußte. Ihre Flucht nach Schleswig-Holstein richtend, gelangte sie dort in das stille Husum, wo sie bald von allen Enden der Welt her einen Hof von kuriosen Heiligen um sich versammelte und dadurch die sinkende Handelsstadt auf kurze Zeit noch einmal, wenigstens für Gelehrte und bibelkundige Seelen, zum besonderen Augenmerk machte. Da man jedoch ihrem Treiben auch hier nicht geduldig meinte zusehen zu dürfen, so ward sie von Husum gleichfalls vertrieben; doch sind einige ihrer Schriften, die Poiret in fünfundzwanzig Bänden zu Amsterdam von 1676—1684 herausgegeben hat und welche 1717 in zweiter Auflage erschienen, in dieser Stadt vor ihr verfaßt worden.

Es könnte auffallend sein, daß Storm, der so gern von Husums verflossenen Tagen schrieb, diese merkwürdige Frau nur einmal in seinen Schriften und zwar sehr flüchtig in seinem Buche: „Zur Chronik von Grieshuus“ berührt hat, indem

er darin kurz berichten läßt, daß eines ihrer Werke, welches „Das Grab der falschen Theologie" betitelt war, auf dem Markte zu Flensburg 1674 durch den Scharfrichter „verbrennet worden". Der Berichtende, ein Geistlicher, der es gelesen, fügt lakonisch bei: „Mir war von dem frechen Wuste solcher Lehren der Kopf schier wüst geworden." Das sonderbare Schicksal dieses gelehrten Weibes, das abenteuerliche Leben und mystische Wirken desselben, in welchem Letzteren doch viel eigenartige Anschauung und Auslegungsgabe mit hinreißender Beredsamkeit vereinigt erscheint, hätten wohl einen geeigneten Stoff für Storm's Darstellungsfähigkeit herleihen können, wenn man nicht wüßte, daß er religiöse Gegenstände und Personen überhaupt nur ungern behandelte. Der Sinn dafür lag von Hause aus nicht in seinem Gemüth und ist wohl auch durch die Erziehung nicht in ihm besonders gepflegt worden.

Sein Vater war Johann Kasimir Storm, ein Rechtsanwalt von bestem Rufe und nach dem Volksmunde ein „gude Mann" in jeder Beziehung. Er hatte Lucie Woldsen, eine Patriziertochter des Landes, geheirathet und mit dieser eine behäbige und glückliche Häuslichkeit begründet. Wohl-



Elternhaus Th. Storm's (Husum).

stand, Zucht und Sitte herrschen darin, nach Allem, was man davon weiß; daneben die Gottesfurcht der Gebildeten, aber keinerlei Frömmelei. Vorwiegend war starke Heimathsliebe in ihr vertreten; die Heimathsliebe der Friesen, welche schon der römische Geschichtsschreiber Tacitus für den kräftigsten und zugleich mächtigsten Volksstamm im nördlichen Deutschland erklärt hat. „Lieber todt, als Sklaven," lautete ihr Kriegsgeschrei, und ihr Heimspruch:

Nord und Süd,
De Welt is wit;
Ost und West,
To Huus is best.

Diese Anschauungen galten auch in der Familie von Storm's Eltern, die, von gutgestellten Verwandten umgeben, zwar nie ein sogenanntes großes Haus gemacht, aber doch immer den Umgang vieler angesehener und einflußreicher Leute genossen. Der Vater ging ernst und gewissenhaft seinem Berufe nach und sprach gelegentlich auch ein gewichtiges Wort in den städtischen Angelegenheiten mit; die Mutter, eine Frau von heiterem und sinnigem Wesen, war den Eindrücken von Kunst und Natur keineswegs verschlossen. Man

gab Gesellschaft, nahm Antheil an den Freuden der Welt und verschmähte geistige Genüsse nicht. Allein Dichtung und Literatur können keineswegs dabei eine hervorragende Rolle gespielt haben, denn sonst würde es Theodor Storm nicht begegnet sein, wie er selber berichtet, daß er Ludwig Uhland, als er zuerst dessen Namen hörte, für einen längst gestorbenen mittelalterlichen Dichter hielt. Wie nun dennoch die poetische Ader in ihm hat erwachen können, müßte als geradezu räthselhaft erscheinen, wenn man dafür nicht anderweitige Erklärung hätte.

Zunächst war die damalige Jugend in der Schule noch nicht so überbürdet, wie die heutige. Sie erhielt neben ihren Arbeiten Muße zum Umherschweifen, zum Spielen, zum Aufhorchen auf die Märchen und Geschichten alter Muhmen und Dienstleute. Bei Theodor Storm war das Alles in ausgiebigstem Grade der Fall. Er besaß eine Urgroßmutter, eine Großmutter, eine greise Magd, die ihm gerne erzählten; bei den Spielen mit seinen Altersgenossen standen ihm Räume in öden Speichern, leeren Böden oder verlassenen Häusern zu Gebote, welche eine kindliche Einbildungskraft leicht mit allerhand seltsamen Vorstel-

lungen bevölkern konnte; vollends jedoch sein Umherlaufen in den Kornfeldern, zwischen den Wiesenabhängen und auf den weiten Haideflächen oder am brausenden Meeresufer mußte die Neigung zum Sinnen und Spinnen in seiner Seele erwecken. Die Umgebung von Husum ist nicht eben großartig oder von überwältigender Schönheit, aber sie zeigt in vollem Maße die Eigenschaften, durch welche das norddeutsche Tiefland sich landschaftlich auszuzeichnen pflegt. Die Felder und Weiden sind fast überall mit lebendigen Hecken von Flieder, weißem und rothem Schlehdorn, Haseln, Weiden, Erlen- und Buchengesträuch eingefaßt, um sie vor Sturmwinden, Frost und Versandung zu schützen. Oft auf zehn Fuß hohen Erdwällen, in der Volkssprache „Knicks" genannt, stehend, reifen zwischen ihnen üppige Getreidefelder oder grasen Heerden stattlicher Milchkühe. Dem Wanderer verstellen diese grünenden und blühenden Mauern bald die Aussicht, bald geben sie sie frei und bereiten dadurch dem Naturfreunde entzückende Ueberraschungen. „Diese," schreibt Prof. Dr. J. Kutzen in seinem zweibändigen Werke: „Das deutsche Land", „wirken besonders dann mit bezaubernder Gewalt und steigern wohl das erregte Gefühl bis zum lauten

Aufjauchzen des Entzückens, wenn urplötzlich die Fläche des offenen Meeres mit fernen Inseln oder — der Stolz von Holstein und Schleswig — eine der herrlichen, in der Geschichte des Landes für Handel und Wandel, für geistiges und politisches Leben von jeher so bedeutsamen Buchten sichtbar wird, um deren innersten Winkel herum lang hingestreckt eine Stadt mit rothen Ziegeldächern in der Tiefe aufglänzt und munteres Leben um sich ausbreitet."

Aber noch bestrickender und das Innere tiefer erfassend mag ihm die Haide gewesen sein.

Befand er sich hier doch in einem Stücke reiner, ursprünglicher Natur, in einer ganz besonderen und eigenthümlichen Landschaft, in einer Landschaft, die ihren Reiz in ihrer ausgedehnten Einförmigkeit, in ihrer Einsamkeit und Stille, hauptsächlich aber in ihrem Kleinleben der Thierwelt hat. Der schon genannte Prof. Dr. J. Kutzen sagt in der bereits angeführten Arbeit darüber: „Hier schwirrt vor uns die Haidelerche empor, dort schlüpfen muntere grüne Eidechsen hurtig durch das Haidekraut, dann wieder bevölkern schnelle Laufkäfer, oft von schönen, glänzenden Farben, die etwaigen Sandblößen oder es begegnen dem Auge flatternd

und spielend jene kleinen reizenden Haideschmetterlinge, azurblau und schillernd wie Atlas oder auch feuerfarbig; und wer vermöchte alle die schwirrenden Grillen, summenden Bienen und anderen Insekten zu zählen, die da wimmeln und schwelgen auf den süßduftenden Blüthen? Mit Lust verweilt der Blick auf der anmuthigen Fülle der Blüthenglöckchen, die bald lila, bald zartroth, dichte Aehren ansetzen und über die Haide jene warmen, schimmernden Abendrothtinten ausgießen, die wie ein magischer Zauber wirken." Theodor Storm selbst besingt diesen magischen Zauber in seinen Gedichten mehrfach und am glücklichsten in dem, das er „Abseits" betitelt hat und welches lautet:

Es ist so still; die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn: der Haideduft
Steigt in die blaue Sonnenluft.

Laufkäfer hasten durch's Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

In dieser Einsamkeit, die der Poet hier so unnachahmlich und meisterhaft schildert, hat er die Eindrücke und Stimmungen gesammelt, die später seine Schöpfungen so eigenartig ausgezeichnet haben. Umgaukelt und umweht von dem Hauch und Walten der Haide, erinnerte er sich der Sagen von den im Meere versunkenen Städten, der Familien- und Gespenstergeschichten der alten, verfallenen Häuser drin in der Stadt und der ihm vorgesungenen Volkslieder. Und aus diesem Allen zusammen entspann sich dann in seiner Knabenseele der dichterische Sinn, der ihn später berühmt machen sollte. Er sog gleichsam aus seiner Umgebung die Poesie in vollen Zügen ein, ohne recht zu

wissen, was es sei. Er war bereits Dichter, als er vom Dichten noch keine Ahnung hatte, denn erst auf der gelehrten Schule seiner Vaterstadt lernte er einzelne Gedichte von Schiller, Goethe und Körner kennen und war doch gleich so zu Hause in der Sache, daß er schon zu einer Redefeierlichkeit im Jahre 1835 Verse schrieb, welche Mattathias, den Befreier der Juden, verherrlichten.

Aber das war allerdings nur ein vorzeitiges, gleichsam träumerisches Fittichregen seiner Muse, die sozusagen noch im Eie lag. Ausgebrütet und gezeitigt ward sie erst, als er im Alter von achtzehn Jahren auf das Gymnasium in Lübeck kam, wo er mit Emanuel Geibel und dessen Freunde Ferdinand Röse in Beziehung trat. Mit Geibel, der bald zur Universität abging, nur flüchtig; inniger und fester dagegen mit Röse. Beide hatten schon 1834 poetisch zu Chamisso's Musenalmanach beigesteuert, Letzterer unter dem Namen L. Horst.

Durch Röse, der entschieden ein Dichternaturell, wenn auch keine große dichterische Begabung besaß, lernte Storm zuerst Goethes „Faust“ und die Bedeutung Uhlands kennen, wie er denn überhaupt durch diesen erst in das poetische Handwerk näher ein-

geweiht wurde. Röse schrieb und sprach über Versformen, über die verschiedenen Gattungen unserer Poesie, über ihre hervorragendsten Meister. Er war ein gediegener Kenner auf diesem Gebiete und würde, wenn er nicht vor der Zeit in liederlichem und zerfahrenem Leben elend zu Grunde gegangen wäre, sicher ein bedeutender Kritiker und Literaturgeschichtschreiber geworden sein. Storm ist er jedenfalls von Nutzen gewesen, denn er regte ihn an und zergliederte seine ersten Gedichte, die hier in Lübeck entstanden, in so eingehender und scharfer, dabei zugleich in so geistvoller und überzeugender Weise, daß Storm später selbst erklärte: „er verdanke ihm, Kritik vertragen zu können".

Zu Karl Litzmann's anziehendem Gedenkbuch: „Emanuel Geibel" (Berlin 1887) hat Storm auf des Ersteren Ansuchen eine Schilderung von Röse geliefert, die den Einfluß wohl wahrnehmen läßt, den dieser auf ihn ausgeübt. Er schreibt unter Anderem:

„Seine äußere Erscheinung war nicht eben einnehmend, wenn man nicht die kleinen, freundlichen, wie mitredenden Augen dafür nehmen wollte; er machte den Eindruck eines Mannes, der in kränelnder Kindheit aufgewachsen ist, und hatte nichts

Jugendliches. Sein Antlitz war gelblichfahl, sein dürftiges Haar von mattem Dunkelblond. Dazu paßte der lange, etwas abgetragene schwarze Rock mit zwei Reihen Knöpfen, der um die mittelgroße Gestalt schlotterte.

„In seinem Wesen, besonders in seinem Zimmer, wo die Schriften alter und neuer Philosophen ihn umgaben, hatte er etwas Feierliches, wie der Meister eines Geheimbundes; er hörte gern, wenn ein Anderer zu ihm sprach, aber meist mit einem freundlichen, etwas überlegenen Lächeln auf den Lippen.

„Nie werde ich den Spätherbstabend vergessen, an dem er mich in Heine's mir noch unbekanntes „Buch der Lieder" einweihte. Aus dem verschlossenen Glasschrank, der den Obertheil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen und draußen der Wind durch die Schiffstaue (der hier am Hafen der Trave liegenden Fahrzeuge) sauste, begann er mit gedämpfter Stimme (bis spät in die Nacht) zu lesen. Ich war wie verzaubert von diesen Liedern und gleich am andern Morgen kaufte ich mir — es war der erste Druck noch — das „Buch der Lieder" und zwar auf Velinpapier."

Man ersieht aus diesen wenigen Angaben, wie aufeuernd und bildend Röse auf seine Umgebung und auch auf Storm gewirkt hat. Schade, daß er sich selbst nur geringen Halt zu geben vermochte. Geibel, der ihn „geistvoll und liebenswürdig, von tiefem Gemüth und begeistert für alles Hohe und Schöne" nennt, beklagt zugleich seinen „Mangel an Selbstbeherrschung". „Dazu kam," fährt er fort, „sein vollständiges Unvermögen, sich in die Verhältnisse zu schicken, und sein beharrlicher Widerspruch gegen jede, auch nur zeitweise Unterordnung. Den Blick stets auf den Gipfel der Treppe gerichtet, konnte er es nie über sich gewinnen, die unteren Stufen zu betreten, die doch allein hinaufführten. Schreibend, bevor er die Form zu beherrschen wußte, stets über neuen Embryonen brütend, ehe er die früheren reif getragen und in reiner Gestalt von sich abgelöst, geistig und leiblich stets vom Zukünftigen zehrend und dabei nur zu oft das gebotene Gute um des ersehnten, aber zur Zeit unerreichbaren Besseren willen zurückweisend, ist er zuletzt, trotz der glänzendsten Begabung, elend und vereinsamt am Wege verblutet, ohne sein hohes Ziel zu erreichen."

Er starb am 27. November 1859 zu Kruft

bei Koblenz, arm und aufgegeben von beinahe aller Welt, nur von seinen Jugendfreunden nicht. Besonders Geibel und Storm nahmen sich seiner bis zum letzten Augenblicke an. Er verschied sehr ruhig und gottergeben, bis zum Tode bei klarer Besinnung. In seiner Sterbestunde, die er genau voraussah, nahm er den Wirth, bei dem er wohnte, bei der Hand und flüsterte verscheidend: „Grüßen Sie in treuer Liebe meine Jugendfreunde und sagen Sie ihnen: sie sollen mein Andenken über dem Grabe ehren.“

Das haben sie denn auch redlich gethan. Obschon er mancherlei hat drucken lassen, wie z. B. „Ueber die scenische Darstellung des Goethe'schen Faust und die Auffassung des Seydelmannschen Mephistopheles“, das Märchen „Das Sonnenkind“ im „Pilger durch die Welt“ (ein Volkskalender in Stuttgart), „Die Ideen von den göttlichen Dingen und unsere Zeit“, würde er doch längst im Strudel unserer raschlebenden Zeit vergessen sein, wenn er nicht in den Schriften und Lebensgeschichten seiner berühmten Jugendfreunde eine hervorragende Rolle spielte. Auch in der von Storm darf er nicht übergangen werden. Dieser schrieb noch kurz vor seinem Ende: „Von den Vorausgeschiedenen ist

Röse, der einen wichtigen Zeitabschnitt meiner Jugend begleitete, mir einer von den wenigen Unvergeßlichen."

Er verkehrte mit ihm in Lübeck und während er Student war. 1837 bezog Storm nämlich die Hochschule in Kiel, um die Rechte, wie sein Vater, zu studiren. Wenig erbaut von seinem Aufenthalt daselbst, vertauschte er ihn 1838 mit einem solchen in Berlin, der seinen Studien manchen Vortheil, seinen dichterischen Bestrebungen indessen nur äußerst geringe Förderung brachte. Er scheint gar keine literarische Bekanntschaft gemacht und künstlerischen Genuß nur im Hof-Theater gefunden zu haben, für das in diesem Jahre gerade Karl Seydelmann und in ihm ein Darsteller von großer Bedeutung gewonnen worden war. Theodor Storm hat noch in seinen alten Tagen mit warmer Begeisterung von diesem Schauspieler gesprochen, der einer der anziehendsten und geistvollsten gewesen ist, die die neuere deutsche Schaubühne besessen hat. Von Franz von Gaudy, Eduard Ferrand, August Kopisch, Otto Friedrich Gruppe, Friedrich Scherenberg, Friedrich von Sallet, Willibald Alexis, Theodor Mügge, Ludwig Rellstab, Ernst Raupach, Henriette Paalzow, Varn-

hagen von Ense, Theodor Mundt, Bettina von Arnim und anderen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die damals in Berlin lebten, wußte er dagegen nichts zu erzählen. Nicht einmal den Spuren der romantischen Schule, für die er lebhafte Theilnahme empfand, denn er liebte noch in Hademarschen aus den Werken Achim von Arnims und Clemens Brentano's vorzulesen, muß er nachgeforscht haben, weil er nirgends eine Erwähnung einer literarischen Anknüpfung oder solchen Nachforschung macht.

Man würde darüber zu erstaunen haben, wenn man sich nicht zu sagen hätte, daß Theodor Storm eben ein echt norddeutscher, an sich haltender Karakter und dabei in seinen poetischen Anfängen noch sehr scheu und verzagt um jene Zeit gewesen ist. Erst als er bei seiner Rückkehr zur Hochschule in Kiel im Jahre 1839 in Theodor und Tycho Mommsen zwei dichterisch veranlagte Studiengenossen fand, trat er mit seinen literarischen Versuchen beherzter hervor und vereinigte sich mit den eben Genannten sogar zur Herausgabe eines gemeinschaftlichen „Liederbuches“.

In diesem „Liederbuche“ wird ein ziemlich herzhafter und kecker Ton angeschlagen, ein Ton, der zunächst das Deutschthum der Elbherzogthümer

hervorhebt und dann das Bestreben bekundet, der „flügellahmen" Zeit einen „frischen Hauch" und mit „neuen Namen" auch „neuen Samen" einzuverleiben. Ludolf Wienbarg, der in den „Hamburger literarischen Blättern" dieses „Liederbuch" einer Besprechung würdigte, behandelte Theodor Mommsen anerkennend und hat auch für Tycho ein lobendes Wort, indeß er Storm nur ziemlich nebenbei erwähnt. Von einem so feinsinnigen Kritiker, wie Wienbarg einer war, muß es Wunder nehmen, daß er die Begabung unsers Dichters so wenig erkannte und sie beinahe ganz über derjenigen zweier Mitstrebenden vergaß, deren geistiger Schwerpunkt auf ganz anderen Gebieten lag. Tycho Mommsen, der ein vorzüglicher Philologe ward, erwarb sich bedeutende Verdienste um das Schulwesen und die Erklärung und Uebersetzung klassischer Dichter wie z. B. des Pindaros. Theodor Mommsen errang sich Ansehen und Ruhm als Sprachforscher und Geschichtschreiber. Dichter sind sie beide nicht geworden, trotzdem ihre poetischen Anläufe eine immerhin freundliche und aufmunternde Begrüßung fanden. Theodor Storm jedoch wurde es, obschon seine ersten in die Oeffentlichkeit tretenden Gedichte seltsamer Weise

von Wienbarg ziemlich über die Achsel angesehen wurden. Waren dieselben allerdings auch noch unreif und weder der Form noch dem Inhalt nach von hervorragender Bedeutung, so sprach doch aus ihnen schon ein Etwas, das der Beachtung wohlverdient hätte. Anklingend an Heine und in der Auffassung der Natur an Eichendorff sich anlehnend, zeigt sich hier bereits eine Verwandtschaft mit Mörike, die später so hervorstechend in den Dichtungen Storm's geworden ist. Hier zunächst freilich trieb ihn noch ein Zug des Herzens hauptsächlich zu den Romantikern, mit denen er in dieser Zeit die Vorliebe für Märchen, Sagen und Volkslieder theilte. Er begann schon hier mit Theodor Mommsen allerlei poetische Ueberlieferungen aus Schleswig-Holstein zu sammeln, eine Sammlung, die später das „Volksbuch für Schleswig-Holstein und Lauenburg" von Karl Bernhard Biernatzki, Rektor der Schule in Friedrichsstadt, in sich aufgenommen hat.

Theodor Storm selbst war inzwischen Rechtsanwalt in Husum und bald darnach, 1847, Gatte eines Mühmchens geworden. Dieses Mühmchen, Constanze Esmarch, wird als seine junge Gattin von hoher, voller Gestalt mit breiter Stirn, großen,

grauen Augen, feinem Mund und herrlicher, klangvoller Stimme geschildert. Von Storm's eigener Erscheinung heißt es, daß er ein stattlicher Mann von hellbraunem Haar und blauen groß- und festblickenden Augen gewesen, der durch gewinnende Umgangsformen und lebhafte Unterhaltungsgabe wohl für sich einzunehmen im Stande war.

Die Ehe wurde eine sehr glückliche. Von der aufrichtigen und innigen Neigung seines Weibes gehoben und befriedigt von einem ehrenhaften und gleich im Beginn sich günstig anlassenden Berufe, gewann er in einem behaglichen Hausstande und in einer geregelten Thätigkeit Muße genug, sich seiner Muse so weit zu widmen, daß er sie aus ihrem „Flügelprüfen", wie er seine ersten Lieder selbst genannt, heraus zum eigentlichen Fluge übergehen lassen konnte. Er schrieb für Biernatzki's „Volksbuch" 1848: „Martha und ihre Uhr", 1849: „Im Saal" und 1850: „Immensee".

Mit der letzteren Novelle begann recht eigentlich erst seine schriftstellerische Laufbahn und sein schriftstellerischer Ruf. Sie behandelt eine unglückliche Jugendliebe d. h. die Liebe eines jungen Mannes zu einem jungen Mädchen, das später die Gattin eines Andern geworden, den Geliebten

in ihre stille, ländliche Häuslichkeit treten und entsagend daraus wieder scheiden sehen muß, weil er einem sittlichen und ehelichen Zwiespalte aus dem Wege zu gehen Karakterstärke und Ueberwindung genug besitzt.

Die Geschichte ist entfernt nicht mit dem verzehrenden Ausdrucke der Leidenschaft und der überzeugenden Genauigkeit und Treue seelischer Vorgänge abgefaßt, wie man sie in „Werthers Leiden" von Goethe findet; im Gegentheil, sie entrollt und spielt sich in überaus undeutlicher Entwickelung, gleichsam in einer Darstellung ab, die wie im Zwielicht erscheint; Schauplätze, Menschen und Ereignisse, alles wird nur wie im Dämmer einer Frühlingsnacht, ahnungsvoll und schattenhaft vorgeführt. Der unsichere Mondenschein, die wehenden Bäume, der Duft der tausend Blüthen und die schlagenden Nachtigallen bilden ein Ganzes, in dem es schwer ist, Landschaft und Personen deutlich zu sehen und zu hören. Der moderne Herzensroman wird hier zum orientalischen Märchen. Es athmet darin ein üppiger, traumhafter, fast schwelgerischer Naturalismus, ein Naturalismus, der jedoch, in jedem Zuge keusch und poetisch, die Sinnlichkeit und wirkliche Welt nur gleichsam mit rosigem

Schimmer streift. Es ist etwas von Eichendorff'scher Kunst in diesem Naturalismus.

Zur Zeit, da „Immensee" der Leserwelt entgegenbracht wurde, wog in dieser der Geschmack für das Liebliche, Süße und Zarte vor. Der staatliche Rückschritt, der im Schwange war, begünstigte ihn und brachte ihn überall zur Geltung. Das Kleine, Niedliche, Zierliche gedieh in hervorstechendem Grade, auch ein wenig das Frömmelnde. „Amaranth" von Oskar von Redwitz, „Waldmeisters Brautfahrt" von Otto Roquette und ähnliche Schöpfungen waren damals die Lieblingsdichtungen der gebildeten Kreise. Diesen gesellte sich „Immensee" bei. „Immensee" hatte mit jenen das Sinnige, Weiche, Gefühlsselige und Einschmeichelnde gemeinsam, daneben aber etwas von der frischen Luft und dem herzstärkenden Dufte der Haide. Daß Storm in die Modeliteratur, in die Literatur der Miniaturausgaben mit Bildwerk und Goldschnitt den Geist und Hauch seiner engeren Heimath brachte, das hat seinen Schriften einen besonderen Reiz und einen eigenartigen Zauber verliehen, die er fahren zu lassen darum auch nie sich entschließen konnte. Storm hat in allen seinen Werken den Boden Schleswig-Holsteins unter den Füßen be-

halten, nur daß er später gelernt hat, denselben nach und nach bestimmter und fester zu betreten. Sogar in „Immensee“ hat er bei der ersten Einzelausgabe versucht, dem Gang und Wesen der Erzählung mehr Halt und Sicherheit zu geben. Allein die Arbeit vertrug das nicht und wurde bei mehr Ausführung eigentlich nur gewöhnlicher und keineswegs weniger schwankend. Er sah sich deswegen auch genöthigt, die Ausgestaltung wieder fallen und „Immensee“ in seiner ursprünglichen Form zu lassen, in welcher das Buch achtundzwanzig Auflagen erlebt hat; ein Ergebniß, das keiner seiner ferneren Novellen zu Theil geworden ist.

Man sieht hieraus, wie mächtig in der Dichtung der Modegeschmack mitspricht und wie dieser selbst die schwächere Leistung eines Dichters vor seinen besseren begünstigen und emporheben kann, denn so begehrt und beliebt auch „Immensee“ geworden, der Literaturkenner wird nicht leugnen können, daß viele spätere Erzeugnisse der Stormschen Feder dieses Erstlingswerk bedeutend überragen. Es ist im Grunde ganz lyrisch und in dieser Lyrik fast loser und verschwimmender wie seine Lieder derselben Periode. Wie geschlossen in Inhalt und Form ist z. B. der Vers:

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende wird die Schale voll,
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

Der darin niedergelegte Gedanke ist knapp und voll ausgesprochen. Und von wie ergreifender Gegenständlichkeit und Handlung ist das Gedicht, das sich auf den Tod seiner Schwester, einer jungen Mutter bezieht! In den letzten Zügen liegend, ruft sie dem weinenden Gatten zu:

„Sorg' für das Kind — ich sterbe — süßer Mann."
Dann halb verständlich noch: „Nun will ich schlafen."
Und dann nichts mehr; — du wurdest nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Athem Gottes wehte durch's Gemach,
Dein Kind schrie auf, und dann warst du hinüber

Nicht minder wirksam ist das „Lied des Harfenmädchens":

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach, morgen
Muß Alles vergehn!
Nur diese Stunde
Bist Du noch mein;
Sterben, ach, sterben
Soll ich allein.

Auch in allen diesen Strophen ist hier und da ein unklarer Zug, ein Wort, welches nicht als durchaus bezeichnend gelten kann; aber im Allgemeinen geben sie einen scharf gezeichneten Zustand, eine sattausgemalte Stimmung. Es ist Bewegung und Leben, es ist ein Hauch gesunder Natur darin. Dieselbe gesunde Natur waltet allerdings nicht minder im „Immensee", doch ist sie zuweilen mit einer Empfindelei verknüpft, die ihr sehr Ausgetüfteltes und übertrieben Gesuchtes hat. Man denke an das Bad, das Reinhard im mondbestrahlten See nimmt und bei dem er umsonst sich bemüht, die Wasserlilie zu erreichen, die auf den Wellen in märchenhafter Herrlichkeit ruht.

Tycho Mommsen hieß das: „Lebende Bilder — todte Kunst."

Darin ging er freilich zu weit, denn todt war nichts, was Storm in seinen Anfängen schuf; es war nur angekränkelt von der Blässe der Zeit. Die ersten Federzeichnungen, die seine Muse entwarf, erwiesen sich matt im Umriß und dunkel im Ausdruck; indessen offenbarte sich in ihnen doch schon in gewissen geheimnißvollen und räthselhaften Strichen ein Wesen von tiefer angelegter Art. Das gemüthliche Stillleben, das in „Martha und ihre

Uhr" von wenigen rührenden Erinnerungen zehrt, „Im Saal", wo eine Großmutter in die Regungen der Gegenwart das Walten der Vergangenheit trägt, „Posthuma", die Tempeltey mit Recht: „eine Tragödie auf sechs Seiten" nennt und in welcher einen leichtlebigen Jüngling der bleiche Schatten einer aufgeopferten Geliebten mit magischer Gewalt zu deren verlassener Grabstätte zieht, sind, wie „Sommergeschichten" und Anderes dieser Jahre, gleich „Immensee" weder neu noch überraschend in der Erfindung, dabei in der Darstellung keineswegs durchaus kernhaft und kräftig, aber in einzelnen Momenten doch so feinsinnig und gewissermaßen leuchtend von einer in sich selbst beruhenden Innerlichkeit, daß es nicht zum Erstaunen ist, wenn wir diese, von mächtigen Eindrücken berührt, sich bald zu größeren und vollendeteren Erzeugnissen erheben sehen.

Um sie zu solchen zu veranlassen, bedurfte die poetische Begabung Storm's allerdings erst eines Pathos, d. h. einer bis zu einem gewissen Grade tragischen Leidenschaft. Und diese gaben ihr die politischen Schicksale seines engeren Vaterlandes, die man genau kennen muß, wenn man Storm verstehen und in seiner schriftstellerischen Entwickelung ver-

folgen können will. Es ist daher an dieser Stelle unerläßlich, die geschichtlichen Zustände und Vorkommnisse in Erinnerung zu bringen, die sich unter seinen Augen bildeten und vollzogen und seine Seele bald hoffnungsfreudig, bald tiefschmerzlich bewegten.

Die deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein waren nach langen Kämpfen und Verhandlungen unter die Oberhoheit Dänemarks gekommen. Der König von Dänemark war zugleich Herzog von Schleswig-Holstein, mußte als solcher aber Gerechtsame und Verfassung der verbundenen Länder anerkennen, eine Anerkennung, die den dänischen Regenten immer schwer geworden ist, weil beinahe alle es als zum Nutzen ihrer Monarchie erkennen mußten, die deutschen Herzogthümer in diese einzuverleiben. An Versuchen dazu hat es nicht gefehlt und namentlich seit Anfang dieses Jahrhunderts ward die Angelegenheit eifrig und nachdrücklich betrieben. Als man etwa nach 1816 zu erkennen anfing, daß sie nicht eben glatt sich ins Werk richten lassen wollte und vielfach auf Widerstand stieß, dachte man an eine Trennung Schleswigs von Holstein, indem man meinte, wenigstens die erstgenannte Landschaft dänisch und Holstein zum

selbstständigen Ganzen machen zu können. König Friedrich VI. berief sich auf die Auflösung des Deutschen Reichs und behauptete: dadurch sei ein ganz anderes Verhältniß in die Stellung der Herzogthümer zu Dänemark gekommen, das auszunützen die Welt ihm nicht verargen könne. Allein Schleswig-Holstein war es zunächst selbst, das ihm diese Ausnützung verargte und sich deswegen an den Deutschen Bund wendete, um von ihm Schutz seiner Rechte zu erlangen. Die Professoren Dahlmann und Martin überreichten zu diesem Zwecke dem Deutschen Bunde eine eigene Denkschrift, die aber leider nichts fruchtete, denn der Deutsche Bund opferte damals das Recht der Herzogthümer und ertheilte am 23. November 1823 den Bescheid, daß „die Verfassung der Herzogthümer nicht in anerkannter Wirksamkeit bestehe" und deswegen nicht von ihm vertheidigt werden könne.

So standen die Dinge, als 1830 die sogenannte Julirevolution in Frankreich ausbrach und eine allgemeine Bewegung in der Welt hervorrief Auch in Schleswig-Holstein that sich eine solche kund, indem man auf eine neue, zeitgemäße Verfassung zu dringen begann, welche im Stande wäre, den Gedanken einer selbstständigen Entwickelung zu

verwirklichen. Der Mann, der ihn zuerst öffentlich in einer eigenen Schrift aussprach, war Uwe Jens Lornsen, damals Landvogt auf Sylt. Die von ihm in diesem Sinne verfaßte Schrift heißt: „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein" und hatte einen großen Erfolg; zunächst jedoch einen traurigen für den Verfasser, der seines Amtes entsetzt, eingesperrt und endlich des Landes verwiesen wurde. Er ging 1833 nach Rio de Janeiro, 1837 in die französische Schweiz und suchte, krank und verlassen, am 13. Februar 1838 den Tod in den Wellen des Genfer Sees. Sein weiteres Werk: „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" hat Beseler 1841 in Druck gegeben.

Lornsen selbst konnte als Märtyrer für die Sache seines engeren Vaterlandes elend zu Grunde gehen, seine Bücher jedoch waren nicht ebenso leicht aus dem Wege zu räumen. Sie fanden eine große Verbreitung und entzündeten die Gemüther so stark, daß man von Seiten Dänemarks sich entschließen mußte, unter dem 15. Mai 1834 eine ständische Verfassung für die Herzogthümer zu erlassen. Da indeß diese ständische Verfassung den Ständen wesentliche Rechte nicht verlieh, diese selbst aber

trennte, indem sie jedem Herzogthum seine eigene Ständeversammlung zuwies, und die Dänen außerdem in ihren Bestrebungen fortfuhren: Schleswig sich anzueignen, so entbrannte der alte Kampf aufs Neue und wurde aufs Höchste gesteigert, als nach Friedrich VI. Tode in Dänemark Christian VIII. den Thron bestieg. Weil dessen einziger Sohn, der nachherige König Friedrich VII., ohne Leibeserben war, so mußte nach dem dänischen Königsgesetz die Erbfolge auf die Sprossen der weiblichen Linie übergehen; in den Herzogthümern war es dagegen unbezweifelt Rechtens, daß die männlichen Linien den weiblichen voranzugehen hatten. Demnach fiel die Krone von Dänemark an den Prinzen von Hessen, die Herzogthümer aber an das Haupt der jüngeren königlichen Linie, den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Es war nun durchaus natürlich, daß die Herzogthümer, die durch die zu Recht bestehende Erbfolge die Erringung ihrer politischen Selbstständigkeit in Aussicht hatten, sich gerade dieser Angelegenheit mit dem lebhaftesten Eifer bemächtigten. Nicht weniger natürlich ist es, daß Theodor Storm, mit Leib und Seele Schleswig-Holsteiner, als er um jene Zeit in Husum als Rechtsanwalt sich

niederließ, von der Gesinnung seiner Landsleute ergriffen, mit den Forderungen derselben übereinstimmte.

Christian VIII. starb am 20. Januar 1848 und sein Nachfolger, Friedrich VII., erließ noch an demselben Tage eine Urkunde, in der er sich in Bezug auf die Elbherzogthümer zu den Grundsätzen seines Vaters bekannte und Andeutungen zu einer gemeinsamen Verfassung der Monarchie verlauten ließ, über die sich zu verständigen und zu einigen einer Versammlung von erfahrenen Männern, die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen, überlassen bleiben sollte.

Diese Versammlung, die am 17. Februar desselben Jahres zusammengetreten war, tagte in großer Aufregung, als die Nachricht der Pariser Februar-Revolution bekannt wurde, und durch sie emporgeschnellt, die fanatischen Eiderdänen, welche die entschiedene Einverleibung des Herzogtums Schleswig in Dänemark auf ihre Fahne geschrieben hatten, in der Regierung mächtig wurden. Von einer dieser Partei zugeneigten Regierung vermochten die Herzogthümer nichts Gutes zu erwarten, und so kam es, daß die Bevölkerung von ihnen beiden mit Jubel eine vorläufige Regierung begrüßte, die sich in Kiel am 23. März 1848 gebildet hatte und aus dem Bruder

des Herzogs von Augustenburg, Prinz Friedrich, dem Grafen Reventlow-Preetz, den Sachwaltern Beseler und Bremer, dem Kaufmann M. T. Schmid und Theodor Olshausen bestand.

Dänemark sah in diesem Vorgange eine Handlung offener Empörung und überfiel darum, rasch entschlossen, bei Flensburg mit einem Heere von 15000 Mann die in Eile zusammengebrachte, 7000 Krieger zählende schleswig-holsteinische Armee, die selbstverständlich der Uebermacht erlag und die Stadt Schleswig den Dänen überlassen mußte.

Ein Schrei der Klage und des Schmerzes, den ganz Schleswig-Holstein ausstieß, durchtönte Deutschland, und da damals gerade König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen seine deutsche Gesinnung begeistert an den Tag gelegt, konnte es nicht fehlen, daß auf seine Anregung hin der Deutsche Bund, in Schrecken gesetzt durch die überall ausbrechenden Aufstände und die theilnehmende Stimmung der deutschen Volksstämme, ihn beauftragte, mit bewaffneter Hand als Wahrer der deutschen Sache in Holstein einzuziehen. Ein preußisches Heer besetzte alsbald Rendsburg und gab den Verhandlungen Nachdruck, die jetzt zum ersten Male über die Angelegenheiten der Elbherzogthümer die euro-

päischen Kabinette zu beschäftigen begannen. Da die Letzteren aber beinahe sämmtlich die Ueberzeugung merkbar werden ließen, daß Preußen sich nur ins Spiel gemischt habe, um diese Ländertheile sich selber anzueignen, so fürchtete Friedrich Wilhelm IV. einen Krieg mit halb Europa und entschloß sich, die Herzogthümer, so weit das mit dem Ansehen seiner Krone vereinbar, ihrem Schicksale zu überlassen. Er war kein kriegerischer Herrscher und ohne den geschichtlichen Wagemuth der Hohenzollern. Um indessen nicht geradezu nachzugeben und den Dänen das Heft in den Händen zu lassen, aber auch nicht die Verantwortung der Vorgänge ausschließlich auf sein Haupt zu nehmen, drang er auf den Einmarsch von Bundestruppen, und erst nach Herbeiziehung dieser ward General Wrangel, welcher den Oberbefehl über die derart zusammengestellte Streitmasse erhielt, ermächtigt, die Dänen am Danewark anzugreifen und zu vertreiben und sogar in Jütland einzudringen. Allein dies Alles geschah eigentlich nur, um durch eine militärische Machtentfaltung den Feind einzuschüchtern und zu einem Frieden zu treiben, bei dem es ihm ohne Zweifel nicht all zu übel ergangen wäre. Dänemark jedoch, von England und Rußland ge-

4*

deckt, wollte, trotz seiner Niederlagen in seinem Uebermuthe beharrend, von einem solchen Frieden nichts wissen, blockirte lustig die deutschen Küsten und nahm mit Vorliebe preußische Schiffe fort.

Die deutsche Nationalversammlung, die inzwischen in Frankfurt a. M. zusammengetreten war, erklärte zwar die Sache Schleswig-Holsteins für eine Nationalangelegenheit, ohne indeß im Stande zu sein, für dieselbe irgend etwas zu thun. Die ganze Großthat, zu der sie sich aufzuraffen vermochte, war, daß sie dem am 26. August 1848 zu Malmö zwischen Preußen und Dänemark vereinbarten vorläufigen siebenmonatlichen Waffenstillstande ihre Genehmigung versagte.

Während dieses Waffenstillstandes ward die bisherige Regierung entlassen, eine Landesversammlung berufen und ein neues Staatsgrundgesetz eingebracht. Die Dänen glaubten damit Herren der Lage und Sieger im Streite zu sein; dies um so mehr, als die Großmächte, England an der Spitze, nachdrücklich zum Frieden drängten. Allein die Herzogthümer verzagten nicht und, weit davon entfernt, sich den Dänen zu unterwerfen, trafen sie thatkräftige Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Krieges nach Ablauf des Waffenstillstandes.

Da ein Friede nicht ermöglicht worden, so mußten nothgedrungen weitere preußische und andere deutsche Bundestruppen in die Herzogthümer einrücken. Der Kampf begann aufs Neue und zwar anfänglich zum Vortheil Schleswig-Holsteins. Am 5. April 1849 erlitt die dänische Flotte in der Bucht von Eckernförde eine empfindliche Niederlage und am 23. April ward bei Kolding sein Landheer von 22000 Mann von der schleswig-holsteinischen Armee, die nur 11000 Streiter in sich schloß, vollständig geschlagen. Die Begeisterung und der Jubel in den bedrängten Ländern waren groß; allein der Rückschlag blieb nicht aus. Man hatte leider versäumt zu verhindern, daß die ganze dänische Kriegsmacht in den Herzogthümern sich in der Festung Fridericia sammelte. Als man diese daher belagerte, brachen in der Nacht vom 5. zum 6. Juli die Dänen aus, überfielen die Belagerer und vertrieben sie mit großen Verlusten.

Dieser Schlag wog schwer. Zunächst folgte ein neuer Waffenstillstand, dann ein Rückzug der schleswig-holsteinischen Armee über die Eider, endlich entspannen sich endlose Verhandlungen, bei denen die nach dem 26. März 1849 an das Ruder gebrachten Statthalter Reventlow und Beseler sich

nicht gerade als standhafte und umsichtige Staatsmänner erwiesen. Preußen, des Krieges müde, schloß seinerseits am 2. Juli 1850 Frieden mit Dänemark und die Herzogthümer, jetzt auf sich selbst gestellt, hatten zwar ein Heer von 30000 Mann und eine kleine Flottille sowie alle nöthigen Kriegsmittel beschafft, in General von Willisen jedoch einen allerdings an sich tapferen, aber in der Kunst des Feldherrn nur langsam, schwerfällig und mehr als vorsichtig handelnden Obergeneral gewonnen. Alle seine Unternehmungen und Schlachten blieben schwankend und unentschieden. Nirgends zeigte sich ein Erfolg. Den nutzlosen Feldzügen ein Ende zu machen, mischte sich nun der inzwischen wieder hergestellte Deutsche Bund ins Spiel und erklärte den Herzogthümern, den Frieden vom 2. Juli 1850 unter allen Umständen zur Ausführung bringen zu wollen. Preußen und Oesterreich wurden zu Commissaren ernannt und diese ließen die Armee auseinander- und die Verwaltung in die Hände einer Civilbehörde übergehen. Am 28. Januar 1852 eröffnete der König von Dänemark die Wiederbesitzergreifung mit einer Bekanntmachung, worin er feierlich gelobte, die Rechte der Herzogthümer anzuerkennen und ihre

Verfassung wieder herzustellen. Zugleich ward erklärt, daß an Niemanden Rache wegen seines Verhaltens in der Aufstandszeit geübt werden solle.

Sobald jedoch die Dänen in Schleswig-Holstein nur wieder Fuß gefaßt hatten, begannen die Bedrückungen aller Art. Viele Beamtete wurden ihrer Stellen verlustig und harte Verfolgungen gegen das deutsche Element ins Werk gerichtet. Auch Theodor Storm mußte darunter leiden. Er war ein eingefleischter und hingebender Schleswig-Holsteiner. Zwar hat er weder die Waffen noch das große Wort in den Versammlungen geführt, aber aus seiner deutschen Gesinnung nie ein Hehl gemacht. Mit leidenschaftlicher Theilnahme und Spannung war er den Vorgängen gefolgt, die vorstehend geschildert worden. Freude und Schmerz über die wechselnden Geschicke seines engeren Heimathlandes hatten seine Seele in ihren innersten Tiefen bewegt und ihn veranlaßt, ihnen in Gedichten Ausdruck zu geben. Es sind ihrer nicht allzuviel, aber sie sind markig, voll Empfindung und unerschütterlicher Hingabe und Treue für sein Geburtsland; namentlich zeichnen sich diejenigen durch Kernhaftigkeit und Tiefe des Gefühls aus, die nach den schweren Niederlagen im Kampfe von der Wieder-

aufrichtung der dänischen Herrschaft Akt nehmen müssen. In einem derselben lautet der Schluß:

> Und schauen auch von Thurm und Thore
> Der Feinde Wappen jetzt herab,
> Und rissen sie die Trikolore
> Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;
>
> Und müssen wir nach diesen Tagen
> Von Herd und Heimath bettelnd gehn,
> Wir wollen's nicht zu laut beklagen,
> Mag, was da muß, mit uns geschehn.

In einem anderen redet er die gebliebenen Helden nachstehend an:

> Und sollte dieser heiße Lebensstreit
> Verloren gehn wie euer Blut im Sande
> Und nur im Reiche der Vergangenheit
> Der Name leben dieser schönen Lande,
>
> In eurem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
> Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet;
> Beschützen konntet ihr die Heimath nicht,
> Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Dergleichen Auslassungen konnten natürlich den Dänen nicht gefallen, und von ihnen in seinem Berufe gehindert, in seinem bürgerlichen Leben beeinträchtigt, blieb ihm nichts übrig, als trauernden Herzens daran zu denken, Husum und die Herzog-

thümer zu verlassen und in die Fremde zu ziehen. Wie bitter ihm dies wurde, bezeugt ein Lied an seine Kinder, in welchem er wünscht, daß sie die Erde ihrer Heimat wieder gewinnen möchten, indem er dem letztgeborenen Sohne zuruft:

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem theuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles Andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.

Das Vaterland war ihm das Höchste, Heiligste, war ihm Alles, und dies Alles sah er damals vorzugsweise nur in Schleswig-Holstein, der Stätte seiner Geburt. Wo Ersatz für dieses finden? Preußen war entschieden nicht seine Schwärmerei. Es hatte namentlich dadurch bei ihm verloren, daß es die Herzogthümer in ihrer Noth aufgegeben und den Dänen überlassen. Aber es war doch wenigstens eine Zeit lang dafür eingetreten und überdies derjenige Staat, auf den die deutschen Geister und Vaterlandsfreunde hofften. Unter diese Hoffenden wollte er gestellt sein. So bot er sich Preußen an und Preußen nahm ihn auf. 1853 ward er als Assessor am Kreisgericht zu Potsdam angestellt.

Diese Anstellung und der Aufenthalt daselbst befriedigten ihn nicht ganz. Er befand sich wie

in einer Verbannung; er vermißte die Haide, die graue Stadt am Meer, das Seeufer, die alten stillen Häuser, die einsamen Straßen und Felder; Potsdam erschien ihm zu neu, zu modern; auch knüpften ihn an dieses keine Erinnerungen, keine Erlebnisse und Geschichten seiner Ahnen; es war für ihn ein leerer, todter Ort, ein Ort, in dem seine Muse scheu und befangen, fremd und theilnahmslos dahinging, ganz und gar erfüllt nur von Sehnsucht nach dem Daheim, dem Holsteinweh, wie Klaus Groth es genannt hat.

Fast wäre er dort verzweifelt, hätte ihm sein Amt nicht vollauf Beschäftigung und die unmittelbare Nähe Berlins vielfach geistige Anregung und Unterhaltung verschafft. Er lernte jetzt daselbst den Maler Adolf Menzel, den Kunstkritiker Friedrich Eggers, die Schriftsteller Franz Kugler, Theodor Fontane, Paul Heyse, Bernhard von Lepel und Wilhelm von Merckel kennen; auch mit Joseph von Eichendorff kam er endlich in persönliche Berührung, die er schon lange gewünscht. Zuletzt ward er Mitglied des Dichtervereins Rütli.

Durch alles Dies erweiterte sich der Gesichtskreis seines Geistes; er lernte die Menschen, die Gesellschaft und Welt näher und eingehender kennen;

sein Urtheil schärfte, sein Geschmack bildete sich; er ward in der Auffassung der Umstände und Verhältnisse fester, realistischer; die von Tempeltey erwähnte Melodie aus „Immensee“ fing an leiser zu klingen und sich allmählich in die Töne einer sanften Wehmuth aufzulösen. Die Novellen: „Ein grünes Blatt“, „Im Sonnenschein“, „Angelika“ sind die besten Beläge dafür; sie flossen nicht allzureichlich, denn er schuf in diesen Jahren nicht eben viel. Die Uebersiedlung, die neue Einrichtung, die Geburt der ersten Tochter nach drei Söhnen, die fremde Umgebung, die Bekanntschaften, die Fahrten nach Berlin, eine Reise 1855 mit seinen Eltern nach Heidelberg, wo sein Vater ehedem studirt hatte, und nach Stuttgart, wo er Mörike endlich von Angesicht zu Angesicht zu sprechen Gelegenheit fand, nahmen seine Zeit in Anspruch. Aber sie war ihm nicht nutzlos verstrichen.

Erfrischt und mannigfach bereichert, kehrte er nach Potsdam zurück, um bereits 1856 einer Anstellung als Kreisrichter zu Heiligenstadt im Eichsfelde Folge zu leisten.

Hier in diesem kleinen Hauptorte des unfruchtbaren Striches von Thüringen, in dem kaum etwas Anderes, als kräftige Buchenwaldungen gedeihen,

hat Storm acht Jahre verlebt. Die Abgelegenheit der Gegend, ihre Einförmigkeit und Oede, sowie die Einsilbigkeit und der Ernst ihrer Bewohner, welche Dinge manchen andern Geist bedrückt und gelähmt, ersetzten ihm einigermaßen Schleswig-Holstein und sein Volk und kamen seinem eigenartigen Talente in gewisser Beziehung zu Hülfe. Er fand wenig Umgang und Zerstreuung, aber dafür die Beschaulichkeit innerer Sammlung und erquickender Muße. Er schrieb hier die Erzählungen: „Auf dem Staatshof", „Späte Rosen", „Drüben am Markt", „Im Schloß", „Veronika", „Auf der Universität", „Abseits", „Regentrude", „Unter dem Tannenbaum" und zum Theil „Jenseits des Meeres".

Alle diese Arbeiten sind mehr oder minder vertiefter angelegt und in der Ausgestaltung der Begebenheiten wie der Karaktere durchgreifender und stichhaltiger, als seine früheren, wenn auch in ihnen noch stets das Geheimnißvolle, das Umschleierte vorwiegend erscheint. Man sieht die Dinge und Menschen noch immer wie hinter Nebeln und Wolken. Die erst angeführte Geschichte eröffnet er mit den Worten: „Ich kann nur Einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht wie es geschehen ist; ich weiß nicht, wie es

zu Ende ging und ob es eine That war oder nur ein Ereigniß, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergiebt, so will ich es erzählen". Es ist also auch jetzt noch viel Unbestimmtes, Schattenhaftes in der Sache, aber Einzelnes doch schon so real, daß man, wie Tempeltey mit Recht bemerkt, „an seine Wahrheit zu glauben gezwungen wird". Die Wirklichkeit gewinnt Raum und das Leben faßbare Gegenständlichkeit.

„Auf dem Staatshof" ist noch am meisten dämmerig gehalten. Die Heldin dieser kleinen Geschichte, Anna Lene, ist eine Patriziertochter, die, in scheinbarem Wohlstande aufgewachsen, nach dem Tode der Eltern plötzlich gewahren muß, daß sie arm ist. Ein Verlobter verläßt sie und aus dem Munde einer schmähenden Bettlerin muß sie dazu noch erfahren, daß das Herabkommen ihrer Familie nicht ohne Verschuldung von deren Mitgliedern vor sich gegangen. Auf ihren eigenen Vater wird der Verdacht betrügerischen Handelns gelenkt. Von dem Allen bedrängt und innerlich aufgerieben, betritt Anna Lene mit einem Jugendgespielen ein luftiges Gartenhaus, das auf Pfählen weit über das Wasser hinausgebaut ist. Mitten in den

wehmüthigen Erinnerungen, die sie mit dem Kindheitsgenossen austauscht, bricht mitleidig unter ihren kleinen, zierlichen Füßen ein Brett des morsch gewordenen Fußbodens und ein weißes flatterndes Gewand versinkt in der plätschernd aufrauschenden Tiefe, aus der man später die Leiche des armen, verlassenen und von erbarmungslosen Menschen und Verhältnissen zu Tode gehetzten Kindes herausgezogen hat.

„Späte Rosen" sind nicht viel deutlicher und klarer. Ein Kaufmann, früh auf eigene Füße gestellt und glücklich vermählt, hat im Drange des Geschäfts und eifrigen Erwerbs der Liebe und Schönheit seines Weibes wenig geachtet. Erst als er zu Reichthum und ruhiger innerer Sammlung gelangt ist und seine Gattin bereits angefangen hat, Spuren der irdischen Vergänglichkeit an sich wahrnehmen zu lassen, wird ihm durch ein Bildniß aus der Zeit ihrer Brautschaft der Werth alles dessen zum Bewußtsein gebracht, was er bisher fast ahnungslos besessen.

Das Ganze ist, wie Tempeltey meint: „ein einfaches Stimmungsgemälde von bezaubernder Zartheit der Empfindung".

„Drüben am Markt" und „Abseits" sind zwei

Seitenstücke aus dem kleinbürgerlichen Leben, von denen das Letztere die entsagende Liebe einer alten Jungfer, das Erstere die stille Zufriedenheit eines ehedem von seiner Angebeteten abgewiesenen alten Hagestolzes schildert. Der gesunde Humor des Einen und die rührende Einfachheit des Anderen müssen unbefangenen und eindrucksfähigen Lesern durchaus zusagend erscheinen. Jedenfalls ist der Realismus in beiden sehr bemerkenswerth und bekundet in schlagender Weise die Wandlung, die sich in Storm's Dichtung nach und nach zu vollziehen angefangen hat. Zwar „Im Schloß" und „Regentrude" athmen noch einigermaßen wieder die warme und weiche Luft seiner Jugendschöpfungen. „Regentrude" knüpft an das Volksmärchen an, indem es hingebende Liebe, die nicht nur an ihr eigenes Glück, sondern auch an das der Mitmenschen denkt, in den Tagen versengender Sonnenhitze bei der Regentrude der Sage die Mittel und Wege finden läßt, der dürstenden Erde den erquickenden Regen zu verschaffen. „Im Schloß" giebt ein Liebespaar wie in „Immensee" zum Besten. Ein fein und gediegen gebildeter Hauslehrer, der zugleich ein Mann von festem Karakter ist, liebt die Tochter der Schloßherrschaft,

die ihn berufen hat, einen kranken Knaben zu erziehen. Das stolze Mädchen behandelt ihn zuerst mit absichtlicher Geringschätzung, wird aber nach und nach von dem Wesen des Bauernsohnes so mächtig angezogen und eingenommen, daß sie, nach dem Tode eines ungeliebten, zuletzt von ihr getrennt lebenden Gatten, den ein tyrannischer Vater ihr aufgezwungen, dem indeß zu Ansehn und Ruf eines Gelehrten gelangten Arnold mit Freuden ihre Hand zum ehelichen Bunde bietet.

Schon aus dieser kargen Inhaltsangabe der beiden Arbeiten läßt sich indessen wohl herauserkennen, daß sie zwar die Melodie von „Immensee" noch stets leise in sich erklingen lassen, aber am Ende doch ein ganz anderes und viel kräftiger ausgetragenes Musikstück ergeben. Das Lied wird zur Symphonie und Sonate: die Themen spinnen sich breiter und voller aus und treten aus dem Bereich der Lyrik in ein mehr dramatisches Gebiet.

Noch mehr ist das der Fall in „Unter dem Tannenbaum", „Auf der Universität", „Jenseits des Meeres" und „Veronika". „Veronika" ist sogar ein vollständiges Drama, das zwischen drei Personen spielt und welchem nur die eigentliche

Katastrophe mangelt. Die Heldin, eine junge katholische Frau, welche ihren Mann, einen wackeren lutherischen Anwalt, aufrichtig liebt, beginnt durch den Zeichnenunterricht, den sie von einem Künstler, einem Verwandten des Gatten, erhält, in dieser Liebe schwankend zu werden. Im Begriff, ihre sündige Neigung für den Lehrer in der Beichte dem Ohre des Priesters zu gestehen, fühlt sie richtig genug in ihrer weiblichen Seele, daß dies Geständniß nur dazu dienen dürfte, derselben Nahrung und Bestand zu geben, und um sie im Keime zu vernichten und für ewig zu ersticken, eilt sie an das Herz des Gemahls, diesem ihr Bekenntniß abzulegen.

Der Vorwurf ist tiefgreifend und psychologisch wichtig; nur merkt man dem Verfasser an, daß er auf diesem Felde noch wenig zu Hause ist, denn die Handlung wird mit ziemlicher Hast in drei Kapitelchen gleichsam im Fluge abgemacht. Der erschütternde Zusammenstoß der Gegensätze bleibt aus und damit selbstverständlich auch die wahrhaft mächtige Wirkung. Stärker ergiebt sich eine solche in „Auf der Universität“ und „Jenseits des Meeres“. Letztere ist eine von den weitschichtigst ausgearbeiteten Erzählungen Storm's, nur daß sie in dieser weit-

schichtigen Ausarbeitung zugleich auch ziemlich zerfahren und unterbrochen ist. Ein Pflanzer jenseits des Meeres hat mit einer Farbigen ein Mädchen gezeugt, das er in Europa sorgfältig erziehen läßt, ohne sich doch entschließen zu können, die Mutter desselben zur Frau zu nehmen. Die Tochter, von unbezwinglicher Kindesliebe getrieben, läßt Reichthum, Wohlleben, Vater und Geliebten im Stich, um über den Ozean hinweg der verlassenen Mutter in die Arme zu eilen. Sie findet drüben eine lebenslustige, putzsüchtige Kreolin, die, ohne Empfindung für ihre Stellung, dankbar für die Großmuth ihres Aushälters, einem Gasthause vorsteht und ihr Kind mit Freuden begrüßt, aber dasselbe in seinen Gefühlen nicht zu begreifen versteht. Von ihrem kindlichen Enthusiasmus geheilt, eilt die Bekehrte in die Arme ihres Erzeugers und Verlobten zurück.

Man sieht, der Idealismus wird hier durch den Realismus sozusagen zur Vernunft gebracht, ohne daß ein tragisches Geschick Anlaß erhält, sich ins Spiel zu mischen. Das aber geschieht in höchst schmerzlicher Art in „Auf der Universität".

Diese Erzählung nennt Tempeltey mit vollem Recht die am meisten ausgeführte von vielen andern

Storm's. Sie behandelt einen engbegrenzten, aber gewissermaßen blutig aus dem sittlichen Leben des Volkes geschnittenen Stoff: die Geschichte eines armen Mädchens, das, einen Augenblick aus ihren dürftigen Verhältnissen in die vornehmeren Kreise einer kleinen Universitätsstadt gezogen, von jugendlichem Dünkel und Hochmuth erfüllt, weil ihren stolzen Träumen keine Verwirklichung wird, Schritt für Schritt der Lüderlichkeit anheim fällt und endlich, von Schmach und Reue zermartert, den Tod in den Wellen sucht.

Dies Werk darf als meisterhaft in der psychologischen Ausführung und Entwickelung der verschiedenen Seelenzustände gerühmt werden. Ist es auch nicht überall mit gleichmäßiger Sorgfalt behandelt, entsteht hier eine Lücke in der Anreihung von Thatsachen, dort eine übermäßige Ausdehnung durch eine eingeschobene unwesentliche Anekdote, so bleibt doch nichtsdestoweniger einzuräumen, daß darin ein volles und packendes Bild aus dem Leben einer Universitätsstadt gegeben ist.

„Unter dem Tannenbaum" endlich ist das anziehende und stimmungsvolle Gemälde eines Weihnachtsabends, den eine kleine Familie fern von ihrer Heimath verlebt. Während die Wachskerzen

an den aufgeputzten, grünen und starken Harzgeruch verbreitenden Tannenzweigen brennen, ist der Vater aufgestanden und an den aufgestoßenen Fensterflügel getreten. „Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken, dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimath lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dorthin!“ sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten.“

Dies Wort war natürlich: Schleswig-Holstein. Dies Land suchte er beständig mit der Seele, und sie lebte und webte, getrennt von ihm, mit allem ihrem Denken und Schaffen nur in ihm. Alle seine Geschichten spielen auf seinem Boden. Die Landschaften, die Städte, die Menschen, die darin geschildert werden, gehören alle nach Schleswig-Holstein; Schleswig-Holstein ist das Ein und Alles seiner Muse. Seine Muse ist so schleswig-holsteinisch, wie er selbst oder fast noch mehr. Er selbst konnte Schleswig-Holstein verlassen; seine

Muse nicht. Sie hing an der Scholle, und man ist entschieden nicht im Unrecht, wenn man behauptet hat: sie sei es besonders gewesen, die ihr poetisch die Zunge gelöst und sie zum Sprechen gebracht habe. Jeder Laut und Pulsschlag in Storm's Dichtungen sind schleswig-holsteinisch. Sie kennen kein anderes Land als Schleswig-Holstein.

Und wie haben sich während seiner Abwesenheit die Dinge in diesem gestaltet, ist es Zeit nun zu fragen. Storm verließ es, als die Dänen darin wieder Meister geworden. Den Dänen, man mag über sie denken, wie man will, wird immer gelassen werden müssen, daß sie in hohem Grade vaterländisch gesonnen und sich als Volk zu fühlen gelernt haben. Sie erkannten von jeher den volkswirthschaftlichen und politischen Werth, den Schleswig-Holstein für Dänemark hatte, und in dem Bestreben diese Provinzen sich zu erhalten, versahen sie es nur darin, daß sie, stolz auf ihre eigene Nationalität, die deutsche geringschätzten und nicht begreifen konnten, wie es Deutsche verschmähen mochten, so zu sagen, mit Sack und Pack und Sang und Klang in die ihrige hinein aufzugehen. Freilich hatte das deutsche Volk zu diesem Nichtbegreifen

leider nur all' zu viel Ursache gegeben. Das deutsche Volk ist in der Hochhaltung seiner Volksthümlichkeit in andauerndem Grade niemals stark gewesen. Nur momentweise und in Zeiten außerordentlicher Gefahren ist es tapfer und überzeugungstreu für sein Deutschthum eingestanden. Im Uebrigen lief es gern dem Auslande nach und gefiel sich in allem Fremden. Elsaß ist ein trauriges Beispiel dafür. Dem großen Vaterlande frevelhaft weggestohlen und von Frankreich immer über die Achsel angesehen, ist es doch, trotz seiner noch immer fortlebenden Muttersprache, mehr als glaublich und natürlich, französisch geworden.

Auf diesen Vorgang fußte Dänemark. Aber es traf dabei, zu seinem Mißgeschick, auf eine veränderte Richtung im deutschen Volkskarakter. Gewaltstöße aller Art, welche die deutsche Nationalität aus ihrer Ruhe und Schlaffheit aufgestörr, hatten das deutsche Volk in diesem Punkte allmählich etwas empfindlich gemacht. Es begann sich nachgerade in seiner Volksthümlichkeit zu fühlen und einzusehen, daß es gelte, auf diese zu halten, wenn es aus der Geschichte nicht ausgestrichen werden wollte. So kam es, daß die Schleswig-Holsteiner sich gegen die Vergewaltigung

der Dänen erhoben und diese Erhebung in den übrigen deutschen Volksstämmen begeisterte Theilnahme fand.

Die Dänen glaubten, sie brauchten darauf kein Gewicht zu legen und fuhren deswegen, nachdem sie wieder Herren in den Elbherzogthümern geworden, auf das Entschlossenste und Thatkräftigste fort, ihre Absichten durchzusetzen. Schleswig sollte kurzweg dänisch und Holstein darauf vorbereitet werden. Dadurch und durch die öffentliche Meinung in Deutschland aufgestachelt, mußte zuletzt der deutsche Bund sich doch veranlaßt sehen, Einspruch zu thun, und als auf diesen Einspruch nicht geachtet wurde, das sogenannte Exekutionsverfahren wegen Nichterfüllung bundesstaatlicher Verpflichtungen bezüglich der Verfassungsverhältnisse einzuleiten. Ungefähr zu derselben Zeit, am 15. November 1863, starb Friedrich VII., und da ihm Christian IX., der Sproß der weiblichen Königsfamilie in Dänemark, in der Regierung und deren Plänen folgte, rief der Prinz von Augustenburg die deutschen Mächte zum Schutz seiner Rechte auf. Sächsische und hannoversche Truppen rückten denn auch bald in Holstein ein, und unter deren Schutz ward der vorgenannte Prinz als Herzog Friedrich VIII.

zu Altona, Kiel und andern Orten öffentlich ausgerufen. Als indeß Dänemark sich daran nicht kehrte und sich weigerte das dänisch-schleswigsche Grundgesetz von 1863 wieder aufzuheben, vereinigten sich unter dem 16. Januar 1864 Oesterreich und Preußen zu einem gemeinsamen Waffengange gegen den dänischen Bedränger Schleswig-Holsteins.

Der Ausgang dieser Unternehmung ist bekannt. Das dänische Heer unterlag in allen Treffen und mußte froh sein, daß die seit dem 25. April in London tagende Konferenz der europäischen Mächte am 12. Mai eine Waffenruhe zu Stande brachte. Auf dieser Konferenz sollte Erbprinz Friedrich als Herzog von Schleswig-Holstein staatlich anerkannt werden; da er jedoch übel berathen und unpolitischer Weise, wie es heißt, Anstand nahm, sich in militärischer Beziehung Preußen anzuschließen und unter zu ordnen, so ließ Preußen ihn fallen, lösete durch seinen Rücktritt von der Konferenz diese auf, eröffnete aufs Neue den Krieg und eroberte unter ruhmreicher Führung des Prinzen Friedrich Karl die Insel Alsen und errang mit Hülfe der Oesterreicher ganz Jütland. Das so in die Enge getriebene Dänemark schloß nun zu Christiansfeld





Theodor Storm.

(Aus den sechziger Jahren. — Husum.)

erst einen Waffenstillstand und am 1. August 1864 einen vorläufigen Frieden, der, am 30. Oktober zu Wien endgültig bestätigt, festsetzte, daß König Christian IX. alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein an Oesterreich und Preußen abtrat.

Kaum waren die Dinge so weit gediehen und Schleswig-Holstein den Händen der Dänen entrungen, so beeilte sich Theodor Storm die Rückkehr in die Heimath zu betreiben. Nach kurzen Verhandlungen sah er sich an die Spitze der Landvogtei des Amtes Husum, seiner geliebten „grauen Stadt am Meere" berufen. Er, der eines schönen Tages wohlgemuth gesungen:

> Und wimmert auch einmal das Herz —
> Stoß an und laß es klingen!
> Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
> Ist gar nicht umzubringen —

sah das nun an seinem eigenen bestätigt. Wie tief und schwer auch das Leid über das Mißgeschick seines Heimathlandes daran gerüttelt und genagt, ungebrochen und nur in sich gefesteter brachte er es in dasselbe zurück. Was er 1863 beim Tode Friedrich VII. noch als „thörigten Traum" vor sich selbst verspottet hatte, als er dichtete:

Die Schmach ist aus; der ehr'ne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten.

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen!

es war schließlich doch zur Wahrheit geworden. Er saß wieder daheim in Husum, in der alten Umgebung, in den gewohnten Verhältnissen und dem ihm zusagenden Berufe. Daß Preußen später, als auch der Großherzog Peter von Oldenburg Ansprüche auf die Herzogthümer erhob und zwischen den beiden deutschen Großmächten politische Mißhelligkeiten ausbrachen, Schleswig-Holstein an sich riß, mag wohl nicht nach dem Sinne Storm's gewesen sein. Storm war im Grunde wenig preußisch. Er verdankte diesem Staate zwar Stellung und Lebensunterhalt während seiner Verbannung und den Geistern desselben Anregung, höhere künstlerische Ausbildung und seinen vollen allmählich aufsteigenden Ruhm. Aber die preußische Regierung that im Uebrigen für ihn so wenig wie sie für andere erleuchtete Köpfe seither gethan. Wenn

Storm sie also nicht geradezu liebte, so kann das eben nicht in Erstaunen setzen. Die Liebe kam und konnte ihm erst kommen, wie so vielen anderen vaterländischen Herzen mit der Begründung des Deutschen Reichs, zu der freilich die Einverleibung von Schleswig-Holstein in Preußen gewissermaßen den ersten Anstoß gegeben. Die Elbherzogthümer sind recht eigentlich der Eckstein des Deutschen Reichs, was man nie vergessen sollte.

Theodor Storm hat es jedenfalls nie vergessen. Seine Heimath wurde ihm doppelt werth dadurch und er vertiefte sich nur desto mehr in deren Vergangenheit, Gebräuche, Sitten und Volksleben. Daß er jetzt der gereifte, geläuterte, mit einem gewissen Pathos künstlerisch ausgerüstete Mann und Dichter geworden war, verschaffte seinen nun noch folgenden schriftstellerischen Erzeugnissen die große Bedeutung und schöne Weihe, die sie erhalten haben. Sie müssen unbedingt für das Beste und Vollendetste gelten, was seiner erzählenden Dichterkraft zu bieten gelungen ist. In Frankreich oder England würde eine Geschichte wie z. B. „Pole Poppenspäler" allein hingereicht haben, ihn berühmt zu machen. In den vorgenannten Ländern hätte dieses Werk, eine wahrhaftige Mustererzählung

für die Jugend und das Volk, Auflage auf Auflage erlebt und ohne Zweifel entweder vom Staat oder einer Akademie einen öffentlichen Preis zuerkannt erhalten. In Deutschland hat es leider nur das unbeschränkte Lob und die begeisterte Anerkennung stiller Literaturkundiger gewonnen. Regierungen und wissenschaftliche Anstalten haben kein einziges Wort der Theilnahme dafür gefunden. Und warum sollten sie auch? Solche Leistungen verstehen sich in Deutschland von selbst. Und ob die Jugend und das Volk sie darin liest, was liegt daran? Man schilt und zetert genugsam über deren geistige und sittliche Verrohung, aber um sie zu bilden und zu heben die geeigneten und sich von selbst darbietenden Mittel und Wege zu ergreifen, fällt niemandem ein. Geschähe es, so konnte eine novellistische Arbeit, wie „Pole Poppenspäler" eine ist, unmöglich unbeachtet in den verstecktesten Winkeln der Leihbibliotheken liegen bleiben, sondern mußte zum Gemeingut der Nation gemacht werden, was sie auch durchaus verdient. Sie ist ein einfaches und köstliches Meisterstück in ihrer Art und darf vollberechtigt z. B. mit „Ohne Familie" von Hektor Malot in die Schranken treten. Dieser französische Schriftsteller, der seinen Roman für sein

Töchterchen Anna schrieb, bekam dafür den Preis Montyon zugesprochen und erzielte damit einen Absatz von über 100 000 Exemplaren. Will man den deutschen Verleger von „Pole Poppenspäler" nach dem Verkauf dieser Erzählung fragen, so wird man zweifellos eine sehr beschämende Auskunft erhalten. Und doch ist sie von einer Wahrheit des Lebens, einer Wärme der Empfindung und einer so schlichten und zugleich so erhebenden Moralität, daß selbst ein verhärtetes und im Treiben der Welt abgestumpftes Gemüth davon wird gerührt und ergriffen werden müssen.

Der Inhalt ist kurz berichtet. Ein Handwerkerknabe lernt das kleine Töchterchen eines mit seiner Familie herumziehenden Puppenspielers kennen. Er spielt und tummelt sich mit dem armen blassen Kinde lustig in Hof und Garten, Haus und Stadt umher. Natürlich besucht er auch das Puppentheater, und von dem Fieber der Schaulust ergriffen, ruht er nicht eher, als bis er nähere Bekanntschaft mit den hölzernen Künstlern gemacht und besonders in die Nasenmechanik des unverwüstlich komischen Kasperle eingedrungen ist. Allein bei diesem Eindringen geschieht ihm das Unglück, daß er eben jene geheimnißvolle und wunderbare

Mechanik zerstört. Von Furcht ergriffen, versteckt sich der Missethäter, weniger in Rücksicht auf sich, als auf seine zarte Spielgenossin, mit dieser in einem Kasten der Theatergarderobe, fest entschlossen, so die Nacht in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Reizend ist die Schilderung, wie die beiden Kinder von den besorgt gewordenen Eltern bei Laternenschein aus süßem Schlummer und zärtlicher Aneinanderschmiegung aufgeschreckt werden und Verzeihung erhalten, weil der Vater des Knaben, ein nicht unerfahrener Kunstdrechsler, versprechen kann, den verursachten Schaden halbwegs wieder gut zu machen. Dann lange Jahre getrennt, trifft unser Puppenspielfreund, als Geselle in einer fremden Stadt arbeitend, seine Kindheitsgespielin, als erwachsene Jungfrau in sehr mißlichen Umständen wieder. Ihre Mutter ist gestorben, und nun mit dem Vater als dessen Gehülfin umherziehend, ist sie spät Abends vor der Thür seiner Meisterin, die kürzlich Wittwe geworden, hülflos und ohnmächtig zusammengesunken, weil man ihren Vater im Verdacht eines Diebstahls gefänglich eingezogen und sie roh am Gefängnißthore, zu dem sie aus nahliegendem Dorfe, hungernd und vom Nachtfrost erstarrt, zu Fuß gewandert ist, abgewiesen hat.

Die Bekanntschaft erneuert sich und der wackere Geselle bringt seine Freundin bei der Meisterin ehrbar unter. Am andern Tage erweist sich die Unschuld des alten Puppenspielers; er wird frei, erhält Wagen, Pferd und Puppentheater, die man mit Beschlag belegt hatte, wieder und zieht weiter. Allein das Herz des guten Gesellen zieht mit. Nach dem Tode seines Vaters selbstständig und Meister geworden, kehrt er sich wenig an das Gespött seiner Mitbürger und holt sich die arme Puppenspielerin heim, um mit ihr ein wahrhaft glückliches und zufriedenes Dasein zu führen. Es ist Pole Poppenspäler, Paul der Puppenspieler, neckend so von den Kleinstädtern genannt, selbst, der die Geschichte erzählt, und wie anziehend, fesselnd und bei ganz alltäglichen und gewöhnlichen Vorgängen hoch spannend, wird nur Derjenige zu erkennen im Stande sein, der sich entschließt, sie zu lesen. Möchten sie doch Tausende, möchte doch das ganze deutsche Volk sie lesen! Ihr Lesen kann aller Welt nur nützlich, fördernd und läuternd sein.

Aber Storm schrieb noch mehr dergleichen. Er schrieb noch: „Der Spiegel des Cyprianus“, „Aquis subversus“, „Carsten Curator“, „Renata“, „Im Brauhause“, „Eekenhof“, „Die Söhne des

Senators" und Aehnliches, Alles echt volksthümlich und selbstverständlich auf dem Boden der engeren Heimath spielend. Gern zieht er eine geheimnißvolle, etwas unheimliche und gespensterhafte Handlung in's Spiel; das Ernste, Traurige wiegt vor; es ist meist ein düsterer Himmel, der sich über seine Geschichten hinweg zu lagern pflegt: man hört oft den Wind um einsame, dunkle Häuser heulen und fern das Meer an die verlassene Küste mit dumpfrauschenden Wogen schlagen; kreischend die Möven oder die Raben schrein, die vom Sturm gerüttelten Föhren stöhnen und hier und da andere erschreckende Laute aus dem Schooße der Natur sich entwickeln — immer jedoch ist, was er darstellt, angethan und darauf berechnet, das Herz und den Sinn des Lesers auf die edleren und höheren Interessen der Menschheit zu richten. Auch im Graus und im Spuk sind es die Fügungen und Schickungen der göttlichen Allmacht, die uns entgegentreten und welche er selber an sich und seinem innersten Leben zu erfahren und inne zu werden gerade jetzt noch oft und schmerzlich genug Gelegenheit erhielt.

Am 20. Mai 1865 raubte ihm der Tod seine geliebte Constanze, die zärtliche Mutter von sechs

Kindern. Der Schlag traf ihn schwer und würde unverwindbar für ihn geworden sein, hätte er in Dorothea Jensen, einer Jugendfreundin seiner verstorbenen Schwester, die er mit dieser unter seinen Augen aufwachsen gesehen hatte, nicht einen beglückenden Ersatz gefunden. Die treffliche Do, wie er seine zweite Gattin zu nennen pflegte, kannte sein Herz, seine Vergangenheit, seine Gewohnheiten, das Wesen und den Karakter seiner Söhne und Töchter; sie wußte, was ihm seine Häuslichkeit lieb machen, seinen Geist erquicken und schöpferisch anregen konnte. Mit kurzen Worten: sie hatte gelernt und verstand, ihm seine Constanze zu ersetzen. Und sie that es denn auch vollauf.

Aber kaum hatte ihre sanfte und zärtliche Hand langsam die Wunde geschlossen, die das unerbittliche Menschengeschick ihm geschlagen, so fügte ihm dasselbe eine neue, nicht weniger empfindliche zu. Er verlor im Jahre 1874 seinen Vater, gerade am Abend seines Geburtstages. Einmal noch aus seinem Todesschlummer erwachend, fragte der Verscheidende leise: „Was nun?" — Das waren seine letzten Worte. — Er starb um dieselbe Mitternachtsstunde, um welche vor 37 Jahren Theodor, sein ältester Sohn, ihm geboren worden, ein paar Schritte entfernt von der

Stelle, wo er nebenan im Saal des alten mütterlichen Familienhauses einst mit seiner Frau getraut worden war.

Dieser Auftritt, der so im Geist von Storm's Erfindung und Styl erscheint, daß man meinen möchte, er sei von ihm für eine seiner Novellen ausgedacht und niedergeschrieben worden, hat lange mit wehmüthiger Rührung sein Gemüth beschäftigt und es oft mit leisem Schauer an die Pforten der Ewigkeit treten lassen. Noch in späten Jahren liebte er im vertrauten Kreise vom Heimgang seines Vaters und dessen wie an das Jenseits gerichtete ahnungsvolle Frage: „Was nun?" zu reden. Es lag ihm immer auf der Seele, wie verlautet, sie zum Mittelpunkt einer ergreifenden Geschichte zu machen, und wenn er schließlich davon Abstand genommen, so ist das hauptsächlich wohl geschehen, weil er in derselben Dinge hätte berühren müssen, die er aus Sorge, mißverstanden und verketzert zu werden, lieber vermied. Hat er doch in dieser Hinsicht niederdrückenden Erfahrungen nicht entgehen können, indem zu verschiedenen Malen ängstliche und befangene Leute es sich nicht versagen konnten, Storm Schuld zu geben, dem Aberglauben und der Gespensterfurcht das Wort geredet zu haben. Ja, es hat sogar von der

Kanzel seiner Heimath herab nicht an einem ähnlichen Vorwurf gefehlt, was wohl der Grund sein mag, daß er zuletzt eine Art Verstimmung gegen die Geistlichkeit empfand und sich deswegen die Gegenwart eines Predigers bei seiner Bestattung verbat.

Daß Storm kein Freigeist oder Gottesleugner gewesen und daß er der Letzte war, den mittelalterlichen Wahngebilden Vorschub zu leisten, dürfte jeder wissen, der sich seines persönlichen Umganges zu erfreuen hatte oder der seine Schriften mit Aufmerksamkeit gelesen. Theodor Storm war nur kein Kopfhänger und Frömmler, sondern ein Mann, der seinen Gottesdienst im reinen Tempel seiner Gedanken oder im heiligen Walten und Weben der Natur zu verrichten pflegte. Nicht an Formeln und Satzungen haftete sein Glaube, sondern am Geist und an der Wahrheit; das hat er durch sein Leben vollauf bewiesen und dargelegt. Die eine seiner Töchter hat einen Pastor geheirathet, und das immerdar ungetrübte Verhältniß zu diesem Schwiegersohn bekundet wohl deutlich genug die Lauterkeit seiner Gesinnung auch in dieser Richtung. In keiner andern hat man sie je bezweifelt. Er ist immer und in jeder Hinsicht ein Ehrenmann gewesen.

Daß die preußische Regierung, nachdem sie ihre Herrschaft in den Herzogthümern gesichert, dies anerkannte, indem sie Storm 1874 in Husum zum Oberamtsrichter und 1879 zum Amtsgerichtsrath ernannte, ist eine Genugthuung, die er, als seiner geschäftlichen Tüchtigkeit zu Theil geworden, zwar dankbar, aber gelassen und ruhig hinnahm. Sie konnte ihm die Verluste, die er erlitten, und die mancherlei Schmerzen, die er in den Jahren der dänischen Vergewaltigung und der Verbannung zu ertragen gehabt, nicht vergessen machen. Auch dürstete er grade damals nach ganz anderen Auszeichnungen.

Theodor Storm hatte, wie die Leser aus der hier gegebenen Darstellung gesehen haben werden, bedeutend an sich selbst gearbeitet und schriftstellerisch sich glänzend entwickelt. Nichts kann das schlagender bekunden, als die Briefe an seine Freunde, in denen er sich über seine verschiedenen Werke offen und unumwunden ausspricht. Fast nie sind sie ihm fertig ausgetragen und vollendet genug. Beinahe immer findet er nach ihrer Vollendung, daß sie noch anders und psychologisch tiefer zu erfassen und auszugestalten gewesen wären. Besonders die Behandlung geschlechtlicher Vorgänge

machte ihm zu schaffen. Ist es nicht zu entbehren, sie in Dichterwerken zu berühren, meinte er, so darf der Leser oder Hörer einer Dichtung bei Lesung oder Anhörung derselben jedenfalls selbst nicht in ein sinnliches Geschlechtsgefühl hineingezogen werden durch die Dichtung. Das sei entschieden die Grenze, die nicht überschritten werden dürfe, behauptete er mit dem ganzen Nachdrucke, dessen er fähig war.

So realistisch Storm in späterer Zeit auch geschaffen hat, so schwor er doch in letzter Instanz immer auf den künstlerischen Idealismus. Ihm galt stets der ästhetische Grundsatz Fechner's: „Vermag der Künstler den Gegenstand nicht zugleich wahr und anmuthig darzustellen, so sollte er ihn überhaupt nicht darstellen", und berief sich dabei auf Aristoteles, der da deutlich ausspricht: „Die Aufgabe des Dichters besteht nicht darin, wirklich Geschehenes darzustellen, sondern solches, was wohl geschehen könnte und was möglich ist nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und der Nothwendigkeit."

Und ein Schriftsteller, der mit solcher Feinheit und Sorgfalt arbeitete, die Wirkung der Arbeit so genau erwog und niemals auf eine niedrige Sinn-

lichkeit bei aller Wahrhaftigkeit der Darstellung berechnet wissen wollte, hatte noch keineswegs bis jetzt eine allgemeinere und höhere Anerkennung und Beachtung gefunden. Man las und besprach ihn, ohne daß er indeß, ausgenommen bei einzelnen Kennern und Kunstgenossen, bisher besonderen Ruhm erlangt hätte. Noch 1877 äußerte er sich schriftlich gegen einen Freund, der begeistert für seine Lyrik in's Zeug gegangen war: „Haben Sie Dank, mein Lieber für Ihren Schwertesschwung, wenn Sie auch vielleicht im Eifer der Gefahr aus warmherziger Vertretung meiner, wie ich hoffe, im Ganzen gerechten Sache, ein wenig scharf gehauen haben. Uebrigens will ich Ihnen gern gestehen, daß mir denn doch in all den Jahren mitunter der Gedanke gekommen ist: sollte es nicht einem unserer Literarhistoriker oder Kritiker einmal einfallen, einfach auszusprechen, daß meine Poesie sich von der der meisten vielgenannten Lyriker doch wenigstens wie etwas zu nichts verhalte? Das Vergnügen freilich habe ich gehabt, daß Gottschall bei Besprechung meines Hausbuchs in einer Nr. 1 seines Literaturblattes erklärte, daß meine Lyrik „auf den Nipptisch" gehöre. Und das ist ja schon immer etwas."

Man sieht, daß Storm in dieser Hinsicht sogar bitter und ironisch werden konnte. Hier war, mit Schiller zu reden, „die Stelle, wo er sterblich war.“ Er hatte geschaffen und geschaffen, emsig, mühsam, mit dem Aufgebote aller seiner geistigen Kräfte; hoch über seine Anfänge hinaus hatte sich seine gestaltende Kraft erhoben, und doch wurde er in der Mehrzahl der neuesten Literaturgeschichten, selbst nach der 1868 erfolgten Gesammtausgabe seiner Schriften, immer noch nach diesen Anfängen beurtheilt. Was Franz Grillparzer „Die Ahnfrau“, das wurde „Immensee“ für Theodor Storm: sein poetisches Verhängniß. Und unter diesem befand er sich noch immer, als er schon viel seines Besten geleistet und das Alter bereits sich bei ihm zu melden anfing.

Die Briefe an seine Angehörigen und diejenigen, gegen die er sich vertraulich auszusprechen pflegte, klagten in rührender Weise über die fühlbar werdende Last der Jahre. Unter dem 27. September 1879 heißt es in einer solchen Mittheilung nach einem schmerzlichen Seufzer über die entflohene Jugendzeit: „Ich habe zunächst einen sechswöchentlichen Urlaub, der mir Noth thut, beantragt und werde wohl ganz die Amtskarre hinsetzen und dann meine

Alters-Villa zwischen Hanerau und Hademarschen bauen; daß das Grundstück im vorigen Jahre gekauft und der Garten angepflanzt wurde, schrieb ich Ihnen ja wohl schon. Leid thut es mir, von Reventlow's und meinem Bruder fortzugehen; aber bei meiner dann sehr beschnittenen Einnahme lebe ich dort billiger und kann in der hübschen Gegend und in meinem großen Garten so recht mit dem Frühling blühen und mit dem Herbst zur Ruhe gehen, was ich für das dem letzten Lebensreste Angemessenste und Erquicklichste halte."

Storm, der in der anstrengenden und viel Zeit in Anspruch nehmenden richterlichen Thätigkeit dichterisch doch reich geschaffen, versprach sich im Ruhestande doppeltes Ergebniß seine Feder. Er träumte es sich so schön, los und ledig der Geschäfte, in einem eigenen Hause und Garten, im Schooße seiner Familie die letzte ihm bleibende Kraft auf die Dichtung verwenden zu können. Freilich seufzte er auch hier: „Wenn man alt wird, kommt einem zu viel Vergangenheit in das Leben und die ist der Tod der Hoffnung. Glück kann man am Ende entbehren, aber nicht die Hoffnung, und darum ist das Alter so traurig."

Emanuel Geibel, in ähnlicher Lage, schrieb

Hademarschen bei Hanerau
4 Juni 1880.

Lieber Jensen!

Da ich Ihren Adlergruß eben in die Hand nehme, sehe ich mit Freuden, daß es vielleicht schon zu spät sein kann, um Sie beiläufig noch in Rom zu treffen. Und doch möchte ich Ihnen noch sagen, daß ich jetzt hier mein Domicil habe, und daß ich Sie und Ihre Frau bittweise gern hier sehen möchte.

Nachtquartier können wir Ihnen in diesem Jahre noch nicht bieten; aber uns gegenüber liegt ein köstliches Gasthaus. Mutter Thiessen, deren eine Tochter mit dem jüngsten Bruder meiner Frau verheirathet ist, würde Ihnen zugleich das Bild einer alten feinen u. vornehmen Bäuerin unseres Landes geben.

Also – wie sehen Sie! Meine Frau schickt Ihnen freundliche Grüßen

Ihr Th. Storm



an seine Jugendgeliebte, Cäcilie Wattenbach, einmal sehr philosophisch: „Es ist ein schlimmes Ding mit den Freuden des Alters. An sich sind sie gewiß nicht geringer, als die der früheren Jahre, aber es fehlt ihnen der Goldgrund der Hoffnung, die beneidenswerthe Zuversicht, mit der die Jugend stets im gegenwärtigen Glück von einem schöneren, noch zu erwartenden träumt und tausend schimmernde Fäden in die Zukunft hinausspinnt. Uns Bejahrten gehört nur noch der Augenblick; lassen Sie uns dankbar genießen, was er uns Schönes bringt, und ihn ohne Bitterkeit scheiden sehen. Die Kunst, heiter zu verzichten, bleibt die wahre Lebensweisheit der Altgewordenen."

Unser Dichter, der im Alter die Hoffnung in der Ueberfülle an Vergangenheit zu Grunde gehen sah, entschloß sich also, um sich im Verzichten, der wahren Lebensweisheit der Altgewordenen, zu üben und aus leidigen Sparsamkeitsrücksichten, mehr oder minder Grundbedingungen jedes deutschen Schriftstellerdaseins, seine „liebe, graue Stadt am Meer" zu verlassen und nach Hademarschen in eine „Alters-Villa" überzusiedeln. Ein Baumeister Claudius, ein Enkel von Matthias Claudius, dem Wandsbeker Boten, erbaute sie ihm

ganz nach seinem Wunsch, und nachdem er die verlangte Dienstentlassung erhalten, siedelte er 1880 hierher über.

Da es vielen Lesern erwünscht sein dürfte den Ort und das Haus näher kennen zu lernen, in denen Storm seinen Lebensabend verbracht, so mag hier zu der im Buche befindlichen Abbildung beider, eine kurze Schilderung folgen.

Wenige Minuten entfernt von der Stelle, wo das Eisenbahngeleise die Hanerauer Fahrstraße durchschneidet, erreicht man den Landweg des Kirchdorfes Hademarschen. Zur rechten Seite desselben zieht sich eine Reihe kleiner Häuser mit Gärten hin, aus denen ein größeres, schlicht, aber gediegen gebautes hervorragt, dessen ganze Wand gegen die Wetter-Ungunst mit graublauen Schieferplatten bedeckt ist, über welche an Drähten Weingerank bereits bis zum Erdgeschoß anmuthig und freundlich emporgeklettert ist. Aus den hellen Fenstern grüßen mit lebhaften Farben, selbst im Winter, sorgsam gepflegte Blumen hervor. Zur rechten Seite des Hauses zieht sich der Garten hin, der hinter demselben erst seine volle Ausdehnung erhält. Schattige Linden, Tannen, Lebensbäume und Blumenbeete auf frischem Rasen, Alles sinnig und malerisch angeordnet und ver-



Wohn- und Sterbehaus Th. Storm's (Hademarschen).
(Das offenstehende Fenster bezeichnet Storm's Arbeitszimmer.)



theilt, bilden seinen abwechselungsreichen Schmuck. Mit freudigem Stolze pflegte der Dichter die von ihm gezogenen Rosenstöcke zu zeigen und an die schattigen Plätze mit Ruhebänken zu führen, die den jetzt urbar gemachten Boden zieren, welcher vor dem Bau des Wohngebäudes nur eine öde Sandfläche abgab. Auch ein wohlgehaltener Küchengarten mangelt dem Grundstücke nicht.

Tritt man in das Haus selber, so findet man links das Musikzimmer mit einem Flügel, auf dem der Dichter Künstler war. Aus diesem Zimmer führt eine Terrasse, an die sich eine geschlossene Veranda schließt, in den Garten, und Flügelthüren in den Gesellschaftssaal. Hinter diesem liegt das eigentliche Wohnzimmer, aus welchem man auf einen Vorplatz kommt, von dem aus eine Treppe empor zum ersten Stockwerk leitet, der gegenüber man in die Arbeitsstube des Dichters gelangt, das auf der Abbildung durch das offene Fenster bezeichnet ist. An diesem Fenster nach Osten stand früher der Tisch, den Storm zum Schreiben zu benutzen pflegte; jetzt steht indessen in der Mitte des Gemachs der eichene Schreibtisch, den die dankbare Vaterstadt ihrem Lieblingssohne zum siebenzigsten Geburtstage verehrt hat. Aus dem vorerwähnten Fenster hat man

einen herrlichen Blick über Felder, Wald und Wiesen bis zur Eider, auf welcher man bei gutem Wetter die Segel der vorüberfahrenden Schiffe gewahren kann. Die Wände dieser traulichen Arbeitsstätte nehmen alte Stahlstiche und hohe Bücherschränke ein, zwischen welchen letzteren ein treffliches Bild Paul Heyse's hängt; unter demselben erblickt man die Pastellbilder der Urgroßeltern und Großeltern Storm's. Das Bildniß seiner ersten Gattin ist über dem Sopha des Gesellschaftssaales angebracht.

Den Schreibtisch bedecken viele sinnige Geschenke, welche Storm an seinem siebenzigsten Geburtstag erhielt; doch das schönste und werthvollste von ihnen birgt dessen Inneres, nämlich den sauber ausgeführten Ehrenbürgerbrief der Stadt Husum im Einband von hellblauem Atlas mit Goldverzierung.

Im Uebrigen umschließt der Oberbau die verschiedenen luftigen Schlafräume und die sonstigen Wirthschaftsgelasse.

In dieses Tuskulum also begab sich Theodor Storm, um den Abend seines Lebens so angenehm, als es die Umstände gestatten wollten, zu verbringen. Hier arbeitete er, pflegte er des Gartens, las er Abends den Seinen vor oder begleitete er auf dem Flügel den Gesang seiner jüngsten Tochter

(aus zweiter Ehe). Musik ist immer seine besondere Lust gewesen. In seiner Jugend sang er selbst Tenor und stiftete in Husum einen Gesangverein. Außer der vorgenannten Tochter hatte auch sein jüngster Sohn seine musikalische Begabung geerbt. Leider mußte der Vater jedoch den Schmerz erfahren, daß derselbe, nachdem er bei Professor Stockhausen in Frankfurt a. M. seine gesangliche Ausbildung erhalten, seine Stimme verlor. Noch Traurigeres erlebte er mit seinem ältesten Sohne, der, Arzneikunde studirend, durch lustiges Studentenleben seine Gesundheit untergrub und jung der Auszehrung erlag.

Diese trüben Familienereignisse warfen lange, dunkle Schatten über seine letzten Jahre. Manche andere Vorkommnisse halfen mit sie zu verdüstern. Auch fing er an über „allerlei Krampfzustände, ein mütterliches Erbtheil" zu stöhnen, die ihn in der Arbeit hinderten. Verlust der Schaffenskraft war etwas, vor dem ihm schauderte. Doch ist in seinen nun noch folgenden Erzeugnissen durchaus weder Abnahme von Erfindungsgabe zu gewahren, noch Kunst des Vortrags zu vermissen. Ja, seine letzte Erzählung: „Der Schimmelreiter" muß sogar entschieden zu seinen vorzüglichsten Schöpfungen

gerechnet werden. Sie weiset Storm's novellistische Eigenart in ganzer Frische und mit allem Reize der Darstellung auf, der ihm in seiner besten Zeit in gewinnender Weise und in reichem Maße zu Gebote gestanden hat.

Der Verfasser selbst zwar läßt sich in einem Schreiben vom 12. März 1888 an einen Berufsgenossen folgendermaßen darüber aus: „Der Schimmelreiter" ist erledigt und erscheint im April- und Maiheft der „Deutschen Rundschau"; ich hätte ihn wohl früher schreiben sollen. Was darin nicht herausgekommen ist, ist wohl dadurch zurückgehalten, daß ich einen sagenhaften Stoff ins rein Menschliche hinübergezogen habe. Dich wird wohl Allerlei darin interessiren. Die siebenzig Jahre!"

Man merkt sie jedoch dem Werke nicht an. Es ist in hohem Grade anziehend und fesselnd. Wie in seine meisten Erzählungen spielt auch in diese ein wenig Spuk hinein. Ein Reisender, am Meeresstrande hinreitend, begegnet in Nacht und Nebel, unter dem Sturmgesause des Windes und dem an die Ufer schlagenden Wogengezische einem einsamen, gespenstischen Reiter auf einem unheimlich leuchtenden Schimmel. Im Wirthshaus des nächsten Dorfes, in dem er Schutz vor dem Unwetter

Hademarschen, 25 März 88.

Lieber verehrter Herr Zeise!

Verzeihen Sie mir diese späte Beantwortung Ihres Briefes v. 23/12 v. J., der mich in jeder Zeile interessirt hat. Ich war den ganzen Sommer in Husum; nach meiner Rückkehr war mein „Schimmelreiter" für die „deutsche Rundschau" zu vollenden, und die wenigen Stunden, die meine jetzt stabil gewordene Kränklichkeit mir dazu ließ, hinderten mich überall am Briefschreiben. Jetzt bin ich den los, und er erscheint im April u. Maiheft. Ich hätte ihn wohl 10 Jahre früher schreiben sollen; wo die körperliche Kraft versagt, kann die geistige immer nicht voll wirken.

Wie viel Erinnerungen haben Sie in mir aufgeregt! Wo sind die Menschen all geblieben. „Mortui sunt!" antwortet kurz u. bündig Jobst Sackmann. — — Der qu. Käfer war wohl: auro nitens.

Brinnbergs Kritik über unser „Liederbuch" entsinne ich mich noch genau;

Ich grüße Sie u. Ihre liebe Frau herzlich
Ihr Th. Storm



sucht, fragt er dort zechende Bauern, wer dieser Reiter wohl gewesen sein könne. Auf seine Schilderung desselben sehen sich seine Zuhörer untereinander verdutzt und verlegen an und rücken endlich mit der Antwort heraus: das könne niemand anders, als der Schimmelreiter gewesen sein.

Der Schimmelreiter? forscht der Reisende. Wer ist das und was hat es mit dem auf sich? Und nun erhebt sich der alte Schulmeister hinter dem Ofen und berichtet, das sei ein Deichgraf, der vor langen langen Jahren hier gelebt und einen Deich gebaut habe, der in einer Sturmnacht, wie die gegenwärtige, von der aufgewühlten See durchbrochen worden, und ihn selbst, sein Weib und Kind unter den Trümmern begraben habe, nur weil er versäumt, beim Bau des Deichs, wie der Aberglaube des Volks verlange, ein lebendes Wesen, hier einen Hund, in den Grund desselben mit verschütten zu lassen. Seitdem zeige er sich in gefährlichen Nächten, wie die Sage gehe, immer auf dem Schimmel, mit dem er damals versunken.

Das ist in Kürze das Garn, welches der Dichter verwebt, aber zu welchem Gewebe! Zunächst ist die düstere, geheimnißvolle Stimmung durch die ganze Geschichte mit wunderbarer Zähigkeit fest-

gehalten und ihr Sagenhaftes mit so viel psychologischer Feinheit in das Reinmenschliche übertragen, daß es kaum möglich wird, Beides auseinanderzuhalten. Es läßt sich selbst im aufmerksamen Lesen kaum wahrnehmen, wo das Eine aufhört und das Andere anfängt. Es kommt dies hauptsächlich wohl daher, weil die nordische Strandgegend und der Karakter und das Wesen ihrer Bewohner geradezu mit Meisterhaftigkeit dafür gezeichnet und ausgebeutet worden sind. Alles hat Sinn und Bedeutung darin und zwar ganz und gar nach der Richtung des Volkes hin. Es ist gleichsam die Seele des Volkes, die hier handelnd und redend aufgeführt wird, allerdings lediglich des schleswig-holsteinschen Volkes, diese aber auch in einem nahezu vollendeten Gebilde.

Solcher Gebilde schuf er hier in Hademarschen noch mehrere. Wir nennen vor allem: „John Riew", „Zur Chronik von Grieshuus" und „Hans und Heinz Kirch", sowie „In engen Wänden".

Letzteres bietet die Darstellung kleinstädtischen Handwerkerlebens in einer, man darf sagen, verblüffenden Genauigkeit. Sie ist ein Gemälde in niederländischer Detailmalerei. „Hans und Heinz Kirch" spiegeln die Seemannswelt wieder. Heinz

wie sein Vater Hans sind Schiffsleute; sie entzweien sich und Heinz geht als Matrose zu Meer. Er liebt eine Jugendgespielin, ein armes, unglückliches Mädchen, Wieb genannt, das eine lüderliche Mutter, aber keinen Freund auf Erden hat, als Heinz. Heinz hat ihr als Knabe einmal in einer Marktbude einen silbernen Ring gekauft. Ehe er nun seinen Eltern davon geht, fährt er noch einmal zur Abendzeit in einem Boot sein Mädchen in die See hinaus. Da ereignet sich Folgendes:

Er sieht, daß Wieb den silbernen Ring nicht trägt, wie sie zu thun pflegte. Er fragte: Wo hast Du Deinen Ring, Wieb?

„Einen Augenblick saß sie unbeweglich; dann richtete sie sich auf und trat über die nächste Bank zu ihm hinüber. Sie mußte in dem schwankenden Boote die eine Hand auf seine Schulter legen, mit der anderen langte sie in den Schlitz ihres Kleides und zog eine Schnur hervor, woran der Ring befestigt war. Mit stockendem Athem nahm sie ihrem Freunde die Mütze von den braunen Locken und hing die Schnur ihm um den Hals. „Heinz, o bitte, Heinz!“ Der volle blaue Strahl aus ihren Augen ruhte in den seinen; dann stürzten ihre Thränen auf sein Angesicht und die beiden

Menschen fielen sich um den Hals, und da hat der wilde Heinz die kleine Wieb fast todt geküßt."

Wie einfach dieser Auftritt und doch wie ergreifend! Da ist kein Zug gekünstelt, kein Strich ausgeklügelt. Alles ist maßvoll natürlich und menschlich wahr und darum so poetisch. Der Hauch des Volksliedes liegt wie ein weißschimmernder Cherubsfittich darüber. Es ist glühende Sinnlichkeit darin, aber sie hat einen gesunden Athem, der nach Veilchen duftet.

Und wie erschütternd der Ausgang! Heinz hat sich lange in der Welt umhergetrieben und ist verlüdert und ein Stück Taugenichts geworden, hat aber ein gutes Herz behalten. Als er, lange für verschollen gegolten, endlich heimkommt, sind die Seinen im Zweifel, ob er es wirklich ist oder ein wilder Kumpan, der ihm ähnlich sieht und der sich möglicher Weise für ihn ausgeben kann, um dem alten Kirch zur Last zu liegen. Aber die ihn auf den ersten Blick erkennt, ist die arme Wieb, die ihr böser Stiefvater gezwungen hat, einen Seemann zu heirathen, der als Matrose auf England fährt, und welche während des Mannes Abwesenheit als Schenkmagd bei eben diesem Stiefvater in dessen Schifferkneipe dient.

Hier sucht sie Heinz auf. Er findet sie gealtert, abgemagert, vergrämt und elend. Aber er zeigt ihr den Ring und trägt ihr doch seine Hand und die Flucht in die Fremde an. Da bekennt sie ihm weinend, daß sie eines Andern Weib und auf ewig ihm verloren ist. Ihm den Rücken wendend, wartet sie anderen Gästen in gewohnter Weise auf.

„Nur einmal stockte sie in ihrer Arbeit, als ein feiner Metallklang auf dem steinernen Fußboden ihr Ohr getroffen hatte. Aber sie wußte es, sie brauchte nicht erst umzusehen. Was sollte er denn jetzt noch mit dem Ringe?"

Goethe berichtet in „Wahrheit und Dichtung": „Oeser lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille". Diesem Ideal ist Storm hier wie in vielen Momenten seiner Dichtungen sehr nahe gekommen. Welche Stille in diesen Vorgängen, welche Einfalt des Herzens! Nur ein echter Dichter vermag so wahrhaft schön zu schreiben.

Auch „John Riew" enthält solche Stellen, obschon diese Novelle ganz realistisch ist.

Sie beginnt mit der Schilderung eines stillen Hauses und Gartens, in denen ein alter Seekapitän mit einem wilden, unbändigen Jungen lebt. Als

sich herausstellt, daß jener alte Seekapitän ein Bekannter des Erzählers aus seinen jungen Tagen ist, forscht Letzterer nach der Herkunft und dem Verhältniß des Knaben zu dem Greise und vernimmt nun Folgendes:

Zur Zeit, da der alternde Seefahrer zu dem Entschlusse kam, die schwanken Bretter zu verlassen und auf festem Lande zu bleiben, zog er in Hamburg zu der Frau eines Berufsgenossen, die mit ihrem kleinen Töchterchen in ziemlich armseligen Verhältnissen lebte. Ihr Gatte, ehedem ein ordentlicher und tüchtiger Seemann, war zuletzt ein unverbesserlicher Trunkenbold geworden und im Rausche, nächtlich nach Hause taumelnd, in ein Fleet gefallen und elend ertrunken. John Riew, der Seekapitän, der unverheirathet geblieben, mochte zwar die Wittwe nicht besonders leiden, hatte aber, wie man zu sagen pflegt, einen wahren Narren an deren Kinde, der noch unerwachsenen Anna gefressen. Er verzog und verhätschelte sie auf jede Weise. Unter anderen Obliegenheiten, die ihr für ihn aufgetragen waren, hatte sie ihm jeden Abend den siedenden Theekessel und die Rumflasche zu einem steifen Grog auf den Tisch zu stellen und ihm bei dem Brauen desselben zur Hand zu gehen. Nach-

dem das geschehen, war es seine beständige Neckerei, sie aufzufordern, das rauchende Getränk ihm vorkostend zu kredenzen. Nachdem sie es aber einmal gethan und von dem starken Geruch und Geschmack desselben den Athem und fast die Besinnung verloren, war sie nicht mehr zu bewegen gewesen, das Glas an ihre Lippen zu setzen. Als jedoch John Riew ihr einmal ein überraschendes Geschenk gemacht, gelobte sie ihm, sich bezwingen und von nun ab den Grog ihm vortrinken zu wollen. Die Ueberwindung, die sie das kostete, und die komischen Gesichter, die sie dabei schnitt, belustigten die alte Wasserratte derart, daß sie nicht müde wurde, sich dieses ergötzliche Schauspiel zu verschaffen. Die traurige Folge davon aber war, daß das Mädchen leider den Genuß geistiger Getränke sich anzugewöhnen begann und daß, als sie bei zeitweiliger Entfernung ihres Freundes und Schützers, durch die kümmerlichen Umstände der Mutter nach des Vaters Tode genöthigt, Verdienst in einem Putzgeschäft zu suchen, in lockere Gesellschaft gerieth und in dieser, bei ihrer schwachen Seite gepackt, bald sittlich verkam und lüderlich wurde. Ein Wüstling, der sich diese Umstände zu Nutze machte, verführte und verließ sie dann. Als John Riew

wieder in das Häuschen der Wittwe zurückkehrte, mußte er erleben, daß sie einem Knaben das Leben gab und dann, erdrückt von Reue und Scham, den Tod im Wasser suchte. Sich selber die Schuld an allem diesen Unglück durch das von ihm verlangte unselige Zutrinken des Grogs zuschreibend, nahm John Riew die Mutter Anna's und deren Sohn zu sich und zog mit ihnen aus Hamburg fort in die kleine schleswig-holsteinische Stadt, in welcher der Erzähler ihn wiedertrifft und seine Mittheilung empfängt, die insofern einigermaßen befriedigend endet, als sich am Schlusse melden läßt, daß Anna's wilder, unbändiger Sohn ein durchaus hoffnungsvoller und wackerer Seemann geworden.

Niemand wird diese voll aus dem Leben gegriffene Geschichte lesen, ohne davon auf das Lebhafteste gefesselt und gepackt zu werden. Sie hält die Spannung von Anfang bis zu Ende aufrecht und enthüllt eine Kenntniß der menschlichen Natur und Gesellschaft, die geradezu anstaunenswerth ist. Ueberhaupt ist hier wohl der schicklichste Anlaß, sogleich darauf hinzuweisen, wie das Pathos, das Storm's Dichtung durch das schwere Geschick seiner engeren Heimath, seine Ausweisung daraus und seine nie erlöschende Sehnsucht nach derselben

eingeimpft worden, vorzugsweise in den Schöpfungen seiner letzten Zeit zum Durchbruch gekommen. Die Aufgaben und Probleme, die er sich stellte, wurden immer schwerwiegendere, tiefer gefaßte und tragischere. „Zur Chronik von Grieshuus," eine Arbeit, die Storm selbst „ein wunderliches Ding" zu nennen pflegte, ist allerdings diejenige, die, ziemlich breit angelegt und ausgetragen, von allen Arbeiten Storm's einem eigentlichen Romane am nächsten kommt, ohne indessen ihrem eigentlichen Inhalte nach voll und ganz jene hohe ideelle Bedeutung in Anspruch nehmen zu können, die anderen Novellen von ihm zugesprochen werden muß. Sie greift wie „Aquis subversus" und „Das Fest von Haderslevhuus" in frühere Zeiten zurück, überragt aber beide durch Abrundung und Geschlossenheit der Ausführung, sowie durch eine Fülle feiner, tief rührender Züge des menschlichen Gemüths. Ein Bruder aus dem Geschlecht Derer von Grieshuus hat in nächtlicher Begegnung den andern getödtet, weil letzterer ihn, der unter seinem Stande geheirathet, aus seinem Erbe und dem Schooß seiner Familie vertrieben. Nach der schrecklichen That verschwindet er und niemand weiß, wo er geblieben. Doch seine Tochter hat

später, nach Anerkennung ihrer Rechte, standesmäßig geheirathet und sterbend einen Sohn Rolf hinterlassen, der auf Grieshuus erzogen wird. Nach langen Jahren kommt sein Vater zurück und tritt im Schloß als Wildmeister in Dienst. Er will natürlich nur um seinen Enkel sein und sonst keinerlei Ansprüche erheben. Die Art, wie er unerkannt diesen Enkel zum Weidmann anlernt, ihn vor Gefahren schützt und durch allerhand listig ausgesonnene Veranlassungen es möglich zu machen sucht, mit ihm allein sein, ihn umarmen und küssen zu können, erscheint so zart und herzbewegend, daß kein Leser in seinem Innersten davon unberührt bleiben wird. Vollends bis in die tiefste Seele erschütternd wirkt, da Rolf erwachsen, als Offizier im schwedischen Heere dienend und in der Nähe von Grieshuus gegen die Russen stehend, von einem Ueberfall der Letzteren bedroht, gewarnt werden soll und ein armes Dorfmädchen, Abel genannt, das Rolf heimlich liebt, sich anheischig macht, durch Nacht und Kriegsvolk diese Warnung zu übernehmen. Der herbeigeeilte Wildmeister, ihr Herzensgeheimniß errathend, schließt sie innig in seine Arme und flüstert leise ihr zu: „Nein, Kind, so Gott will, ich, ich lieb' ihn ja noch mehr, als Du!"

Hierin entfalten sich wieder glänzend jene schon rühmend hervorgehobenen Eigenschaften des Schönheitsideals, Einfalt und Stille, die in Storm's Muse so hervorleuchtend sind. Grade in Augenblicken großer Ereignisse und Leidenschaften sind sie ihr glücklich zur Hand und verleihen den geschilderten Auftritten jenen höchsten und unnachahmlichsten Zauber, wie er nur echten und wahren Dichtern zu Gebote steht. Hundert andere Schriftsteller an Storm's Stelle würden bei solchen Gelegenheiten durch große, flammende Worte und stürmische Erregung zu wirken suchen. Er indessen wirkt grade in solchen Momenten durch zurückhaltende Ruhe und eine gewissermaßen keusche und züchtige Ausmalung des obwaltenden Affekts.

Das ist seine Kunst, die freilich nicht jeder zu würdigen vermag, die aber deswegen nichts an ihrem Werthe verliert und ihm einspruchslos einen ersten Platz unter Deutschlands Novellisten anweisen müßte, auch wenn im Uebrigen die hohen Zwecke, die seine Novellen verfolgen, diesen Platz ihm nicht unabweisbar zusprechen würden. Storm hat nie für müssige Unterhaltung und gedankenlose Leser geschrieben. Alles, was er schrieb, soll mehr oder weniger dazu dienen, die

Gebildeten und das Volk anzuleiten, sich selber und die Welt der Erscheinungen rings umher kennen und durchschauen zu lernen und durch dies erlernte Durchschauen und Kennen sich zu läutern und über die niedrige Alltäglichkeit zu erheben. Um dies inne werden zu machen, braucht man nur an „Schweigen" und „Ein Bekenntniß" zu erinnern. Das Letztere behandelt die Gewissensfrage: darf ein Arzt arzneilich den Tod verordnen, wenn er einen Kranken nach seinem Ermessen hoffnungslos leiden sieht, oder nicht, und das Erstere die andere: ist es besser, die zeitweise, aber glücklich wieder beseitigte Geistesgestörtheit eines Menschen bei Eingehung einer Ehe zu verschweigen oder aufzudecken?

Man wird einräumen, daß dergleichen Vorwürfe nicht die gewöhnlichen Stoffe unserer Novellisten sind und daß zu ihrer mehr oder weniger gelungenen Durchführung jedenfalls, außer der nöthigen Begabung, auch ein entschiedener, nicht blos literarischer, sondern auch moralischer Muth gehört.

Diesen Muth gewann Theodor Storm nach und nach mit seinem wachsenden Ansehn und seinem sich mehrenden Rufe. Allmählich und besonders nach seinem Aufenthalte in Potsdam und

der geistigen Berührung mit Berlin begann sein Name aus dem Munde seiner edelen Genossen, Klaus Groth, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, Erich Schmidt und Anderer im großen Publikum sich zu verbreiten und endlich sogar in den neuesten Literaturgeschichten zur Geltung zu kommen. Nicht mehr wie sonst, ward er darin in die Masse gestellt und mit knappen drei Zeilen abgefunden, sondern man besprach ihn selbstständig und in eingehendster Weise. Adolf Stern in seiner „Geschichte der neuern Literatur“ z. B. findet nun doch, daß er „im begrenzten Kreis und in kleiner Form eine seltene Lebensfülle wiederzugeben und mit wenigen Tönen, die er anschlägt, einen unendlichen Nachhall zu erwecken weiß.“ An seinen Gedichten rühmt er „formschöne Weisen, die für Grundstimmungen den Ton des Volksliedes und für subjektive Erlebnisse den Ausdruck treffen, der Anderer Herzen ergreift.“ Endlich meint er: „Im Grundkarakter tief ernst und dabei doch von einem sanften Reiz und Hauch durchdrungen, athmen sie gelegentlich auch einen köstlichen Humor.“

Nicht minder hochschätzend bespricht ihn Ludwig Salomon in seiner „Geschichte der deut-

schen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“. Es heißt darin von ihm:

„Storm feiert Jugend und Liebe nicht, indem er sie, fröhlich mitten in der Gegenwart stehend, sorglos genießt, sondern indem er, zurückschauend in die Vergangenheit, sich voll Wehmuth erinnert, welchen süßen Genuß sie ihm einst, vor langen Jahren gewährten. Seine Schöpfungen sind daher vorwiegend Stimmungspoesie, in der er alles Gewaltsame, alles Harte sorgsam vermeidet, alles schärfere Licht abdämpft, so daß es nicht selten unentschieden bleibt, ob das, was er da, halb in Träumen verloren, berichtet, eine That war oder nur ein Ereigniß. Infolgedessen haben seine Szenen oft etwas Unbestimmtes, Verschwommenes, entbehren verschiedene seiner Helden der Thatkraft. Sie weichen vor dem entscheidenden Schritte zurück und versinken dann in schmerzliche Resignation. Doch verfallen sie nie in krankhaften Pessimismus. In der Technik, in der Art und Weise, wie er die Seelenzustände seiner Personen anzudeuten weiß, in der leichten und doch stets so überaus karakteristischen Skizzirung von Szenerien entfaltet Storm eine große Kunst. Kein anderer neuerer Dichter weiß mit so wenigen Mitteln die

stille Wehmuth, den gefaßten Schmerz, das bitter-süße Gefühl der Einsamkeit so überzeugend zu schildern, wie er, kein anderer, selbst Stifter nicht, weiß uns die duftige Waldesdämmerung, den sommerlichen Glanz der Halde so reizvoll vorzuzaubern, wie der Verfasser des „Immensee“.“

Man ersieht aus diesen Beurtheilungen neuester Literaturgeschichtschreiber, daß Theodor Storm angefangen hatte, in ihren Augen etwas zu bedeuten. Zwar wird noch immer und mehr als billig auf seine Jugenderzeugnisse dabei Bedacht genommen und sein ganzes dichterisches Schaffen nach dem Sinn und Eindruck betrachtet, die sein Vers in „Ein grünes Blatt“:

> Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
> Ich nahm es so beim Wandern mit,
> Auf daß es einst mir könne sagen,
> Wie laut die Nachtigall geschlagen,
> Wie grün der Wald, den ich durchschritt —

so bezeichnend zu Tage legt. Aber daneben werden ihm doch auch unverkümmertes Lob und ein Beifall gezollt, der unbedingt darauf hinweist, daß man in ihm eine hervorragende Dichterkraft zu verehren begonnen hat. Im Laufe der Zeit hatte sich denn auch eine Storm-Gemeinde gebildet, die

keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seine Verdienste in's rechte Licht zu stellen. Besonders sein siebenzigster Geburtstag war dazu ausersehen, seine Begabung zu feiern und seinen Namen möglichst volksthümlich zu machen. Freunde, Literaturliebhaber und Kenner, Vereine, die gesammte Tagespresse, vor Allen seine Vaterstadt wetteiferten, ihm ihre Huldigung darzubringen. Eine der schmeichelhaftesten für den bejahrten Dichter war die Festschrift von Dr. Paul Schütze, die bereits im Eingang dieses Buches erwähnt worden ist.

Sie ist voll warmer Hingebung und Verehrung und verliert durchaus nicht an Werth, daß sie im Verlage derjenigen Berliner Buchhandlung erschien, welche die Mehrzahl der Storm'schen Werke verlegt hat. Mag sie immerhin einigermaßen zum Vortheil des Geschäfts veranlaßt worden sein; dem Geschäft ist der Vortheil, der demselben daraus etwa erwachsen kann, durchaus zu gönnen, und überdies ist sie gerecht und giebt Storm nur das, was ihm gebührt. Ein Mißton jedoch ist darin, der feinfühlige Leser stören wird, ein Hauch von Mißgunst auf Emanuel Geibel nämlich, der, vollständig ungehörig, seltsamer Weise aber in der Storm-Gemeinde so zu sagen zu einem Glaubens-

satz geworden ist, der bald mehr, bald weniger offen zum Vorschein kommt. Hauptsächlich stützt sich derselbe auf einen Ausspruch des nun auch schon verstorbenen Aesthetikers Wilhelm Scherer. Dieser soll, wie berichtet wird, bei einem Besuche in Wien 1884 gegen einen Freund Storm's geäußert haben: „Wenn Geibel populär ist, so ist es kein Wunder, denn er ist trivial genug dazu. Gegen Storm'sche Lieder kann jedenfalls die ganze Geibel'sche Lyrik nicht Stand halten."

Diese Aeußerung ging bald wie ein Lauffeuer durch die ganze literarische Welt von Deutschland und konnte natürlich nicht verfehlen, die Anhänger Storm's in Flammen zu setzen. Sie wurde ihr Schlag- und Stichwort und kam als solches auch Storm zu Ohren.

Bei der beinahe allgemeinen Nichtbeachtung, die Storm's Lyrik zu erfahren gehabt hat, ist es begreiflich, daß sie ihm wohl that. Darf doch ein wenig Neid auf Geibel bei Storm nicht blos für erklärlich, sondern sogar bis zu einem gewissen Grade für berechtigt gelten. Geibel und Storm haben ungefähr zu gleicher Zeit ihre dichterische Laufbahn begonnen. Geibel wurde rasch und gleichsam beim ersten poetischen Anlauf

berühmt, während Storm nach langem eifrigen Schaffen, wie hier gezeigt worden ist, sich immer nur spärlich genannt und mit karger Auszeichnung bedacht sehen mußte. Wenn er dadurch ein wenig verbittert und veranlaßt wurde, mit scheelem Blick auf den glücklicheren Nebenbuhler in der Gunst des Ruhmes hinzuschauen, so ist das gewiß entschuldbar und verzeihlich. Aber es war entschieden nicht nöthig und wenig taktvoll, daß seine Verehrer darin nicht nur seinem Beispiel folgten, sondern demselben auch in der Oeffentlichkeit einen, wenn auch meist nur etwas verschämten und halb versteckten Ausdruck gaben. So nennt Dr. Schütze Geibel „formgewandt, rasch, aber auch weniger tief als Storm sich entwickelnd"; Erich Schmidt kann es sich in seinem Aufsatz „Theodor Storm zum Gedächtniß" in der „Deutschen Rundschau" nicht versagen zu bemerken: „Der Ruhm ist langsam, aber um so dauerhafter in sein abgelegenes Haus geströmt: Storm hat keine sogenannten literarischen Ereignisse aufzuweisen, keine in's Auge stechenden Moden aufgebracht oder mitgemacht, keine Heroldsrufe mit überschüssigem Pathos erschallen lassen", und war doch der Mann, wie er meint, „um aus eigensten Erfah-

garten der Poesie ist groß und bietet vielen Raum. Neben Goethe, und Heine, sind im lyrischen Gebiet außer den Genannten doch wohl noch: Uhland, Hölderlin, Platen, Rückert, Chamisso, Annette Droste-Hülshoff, Ebert, Freiligrath, Gaudy, Anastasius Grün, Schwab, Kerner, Kinkel, Alfred Meißner, Karl Beck, Moritz Hartmann, Mosen, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Sallet, Arndt, Schenkendorf, Körner, Tieck, Zedlitz, Achim von Arnim, Brentano z. B. aufzuzählen. Noch mancher Andere wäre aufzuzählen, ohne daß man sich mit seiner Aufzählung etwas vergeben würde. Und es sind hier mit Willen nur die Todten in Betracht gezogen. Unter ihnen verdienen Storm und Mörike ohne Zweifel einen hervorragenden Ehrenplatz. Ihre Gedichte und Lieder sind reizvoll, sinnig, volksthümlich, ein herrlicher Schatz der deutschen Literatur. Die deutsche züchtige Empfindung und Natur blicken daraus die Welt mit großen blauen Augen geheimnißvoll und träumerisch an. Wer für Dichtung empfänglich ist, muß tief davon ergriffen werden. Allein deswegen ist am Ende doch Emanuel Geibel nicht zu verunglimpfen, der entschieden einer der ersten Lyriker Deutschlands ist und bleiben wird. Daß er lange vor

rungen und Neigungen ein bejahendes und verneinendes Glaubensbekenntniß über „echte" Lyrik zu schöpfen, das seinen Liebling Mörike und ihn selbst als die letzten lyrischen Lyriker nach Heine und Eichendorff bewähren sollte"; Wilhelm Jensen endlich rühmt: „Storm's Gedichte bilden keinen Nachklang und besitzen keinen Anklang an irgend etwas Vorhergegangenes. Sie sind nur ihm eigen und so eigenartig, wie diejenigen Goethe's und Heine's."

Es ließen sich noch viele ähnliche Urtheile anführen und darunter auch solche, die nicht wenig Lust verrathen: Storm's Lyrik über die von Goethe und Heine hinaus zu heben. Diesen stehen Eichendorff, Uhland, Lenau, Geibel selbstverständlich tief unter Storm.

Dergleichen Aussprüche beruhen indessen entschieden auf Uebertreibung und jener deutschen Kritiker-Gewohnheit, die nie einen Dichter loben kann, ohne einen andern herabzusetzen. Das armselige Lorbeerblatt, welches sie diesem auf's Haupt drückt, muß sie unbarmherzig jenem von den Schläfen gerissen haben, das ist so Gilde-Gebrauch. Aber darüber sollte man doch endlich hinweggekommen sein. Warum die Dichter denn immer in Reihe und Glied stellen und mit Nummern versehen? Der deutsche Heim-

und weit über Storm hinaus berühmt geworden ist, verdankt er nicht seiner Trivialität, wie Wilhelm Scherer vermuthen will, sondern seinem unverdorbenen Gemüth und festen Gottvertrauen, seinem Adel der Gesinnung, der Schönheit seiner Formen, der Musik seiner Verse; vor Allem auch seiner hinreißenden und immer maßvollen Vaterlandsliebe. Seine Heroldsrufe sind keineswegs mit „überschüssigem Pathos" versehen. Rudolf v. Gottschall hat vollkommen recht, wenn er in seiner „Deutschen Nationalliteratur" von ihm sagt: „Sein Kriegslied hat festen, gedrungenen Zusammenhalt und energische Wucht und sein gleichsam mit allen Glocken läutendes Siegeslied nach der Schlacht von Sedan: „Am vierten September" ist in Bezug auf künstlerische Behandlung des Reimes ein Meisterstück."

Man mag Theodor Storm nach Verdienst preisen, aber deswegen Emanuel Geibel nicht verketzern. Man hat Letzteren lange genug als Poeten der Backfischchen verspottet und diesen grundlosen, nur von einer literarischen Brüderschaft aufgebrachten Spott noch aufrecht erhalten, als Geibel bereits mannhaft und tapfer für Kaiser und Reich in die Schranken getreten war und damit von einer andern Seite her sich Hohn

erwarb. Von aller Welt belächelt und beachselzuckt, ging er muthig und unverdrossen, ein Blondel unserer Zeit, der seinen Löwenherz sucht, seinen Weg durch allen Sturm und Drang unserer Tage, bis glanzvoll und ruhmreich erfüllt war, was er von Herzen erwünschte und unablässig vorausgesagt. Vom Liebesdichter ward er zum Heerrufer. Das hat ihm seine Bedeutung und Macht gegeben, woran man nicht rütteln soll. Storm verlieh der Haide, den Marschen, dem Boden an den Gestaden der Ost- und Nordsee, die bis dahin stumm geblieben, die Sprache; er sang die Leiden und den Schmerz der Herzogthümer; Geibel gab dem Verlangen und Wünschen, der Sehnsucht von Alldeutschland sein harmonisch und in köstlicher Metrik ertönendes Wort. Was Wunder, daß sein Name dem von Storm vorausging und durch alle Gauen des gemeinsamen Vaterlandes dahinflog, während jener noch an die Heimath gebunden und erst mit dieser in Deutschland aufgegangen ist. Geibel, der auch für Schleswig-Holstein gesungen und dessen Sache und Einschluß in das Reich verfochten, ist somit gewissermaßen ein rüstiger Vorkämpfer für Storm's sich steigernde Berühmtheit geworden. Er hat seinem Rufe die Wege gebahnt.

Und dafür wollen nun Storm's kurzsichtige Freunde ihn hintansetzen und in seiner Stellung erniedern!

Es bedarf wohl keiner besonderen Sehergabe, um schon jetzt zu verkünden, daß man von diesem verblendeten Beginnen bald Abstand nehmen und zu derjenigen kritischen Sammlung gelangen wird, die angethan ist, jedem sein Recht entweder zu lassen oder zu verschaffen. Jedenfalls bedarf Storm, nicht auf Kosten Geibel's verherrlicht zu werden. Er genießt heute das Ansehn, dessen er würdig ist, in vollem und reichem Maße. Man rechnet ihn unbeanstandet zu den hervorragendsten Dichtern der Gegenwart, und Erich Schmidt behauptet in jenem bereits berührten Nachrufe in der „Deutschen Rundschau" mit allem Grunde: „In seinen Werken bleibt uns Theodor Storm lebendig; lebendig auch den Kommenden, die lesen werden, was er Liebes, Gutes, Großes vor Zeiten geschrieben hat."

Storm selber freilich hatte seine Bedenken. Erich Schmidt führt aus einem Briefe, den der Dichter vor zwei Jahren an ihn schrieb, nachstehende, sehr bedeutsame Stelle an:

„Ich habe oftmals eine starke Empfindung von

der Furchtbarkeit, daß wir so aus dem Staube auftauchen, theilweis bis zur Verehrung gut und groß oder zum Entzücken schön werden und dann welken, verwesen und am Ende der letzten Spur nach in dem Staube wieder verschwinden. Wenn ich so lese, was sie Liebes vor Zeiten geschrieben haben und nach allen jenen hinhorche, die damals so still oder so laut, so selig oder erzürnt ihr Wesen getrieben haben, dann graut mir vor der ungeheuren Stille, die jetzt darüber liegt."

Dies Grauen vor der menschlichen Vergänglichkeit war indessen wohl auch den größesten Geistern nicht erspart. Alexander mag es empfunden haben, Friedrich, der Philosoph von Sanssouci, nicht minder Goethe und Schiller. Und Storm hat es ohne Zweifel nur leise gestreift und in weiche, wehmüthige Stimmung versetzt. Ungefähr um dieselbe Zeit, in der er Erich Schmidt seine traurige Betrachtung anheimgab, am 2. Januar 1886, rief er Wilhelm Jensen auf einer Neujahrskarte zu:

Es ist der Wind, der alte Heimathslaut,
Nach dem das Kind mit großen Augen schaut,
Bei dem es einschläft, wenn er weiter summt,
Der es erweckt, wenn jählings er verstummt;

Bei dessen Schauern Baum und Strauch erbebt
Und tiefer in den Grund die Wurzeln gräbt —
Und bist du anders denn als Baum und Strauch?
Du keimst, du blühst und du verwelkest auch!

Er hat diese Naturprozesse des Menschen gründlich durchgekostet: er genoß eine glückliche Kindheit, in der sich sein Wesen in behaglichen und guten Verhältnissen ansetzen, eine sorgenlose, von keinem Zwange eingeengte Jugend, in der es sich frei entwickeln und endlich ein Mannesalter in geordneten Berufsverhältnissen und einer durch Liebe verschönten Häuslichkeit, in welcher es sich in zahlreichen Dichtwerken seelenerhebend auslassen konnte. Allerdings ist er auch von schweren Schicksalsschlägen, Enttäuschungen, niederdrückenden Leidenstagen und vor allen Dingen von Schmerzen um sein engeres Geburtsland und von bitterer Trennung von demselben nicht verschont geblieben. Allein dies Alles hat, wie man gesehen haben wird, nur dazu geholfen, seine Begabung zu stärken und zu herrlichen Unternehmungen fähig zu machen. Er mußte nun freilich auch das Verwelken des Alters kosten. Aber zum Glück nicht in seinem poetischen Schaffen. Darin ist er frisch und kräftig, man möchte sagen: blühend bis an's Ende geblieben.

Er kränkelte zwar in den letzten Jahren, allein wenn er deswegen schon langsamer und mit Unterbrechungen arbeiten mußte, so ließen die Arbeiten selbst doch keinen Niedergang wahrnehmen. Auch geistig und im Umgang blieb er angeregt und überaus theilnehmend. Erich Schmidt meldet von ihm: „Er nahm gern einen neuen Anlauf zu Schriftstellern, die heute kaum noch ein Unzünftiger liest, wie Lenz oder Achim von Arnim, und sprach sich in inhaltschweren Sendeblättern über seine reiche und bunte Lektüre so ergiebig und menschlich aus, als säße man neben ihm am Theetisch. Sein unablässiger Briefwechsel mit der großen Verwandtschaft und Freundschaft, nur in so ebenmäßigen Lebensläuften möglich, vergegenwärtigte liebreich das ganze Hauswesen sammt allen Dependenzen und spiegelte die neidlose Freude des alternden Dichters an dem Wollen und Vollbringen seiner Genossen. Warmherziger hat selten ein empfänglicher Leser G. Keller oder P. Heyse gelobt als er. Auf Neues ließ er sich hinweisen, Vergessenes für sich ausgraben. In ablehnenden Vorurtheilen verhärtete er sich nicht, aber die alten Lieblinge durfte ihm Keiner antasten.“

Erwägt man hierbei, daß er zwar still und

abseits von der großen Welt, aber im eigenen Hause, im Schooße einer liebevollen Familie lebte, seinen schönen Garten pflegte, gern noch musizirte und rüstig spazierte, so darf man wohl sagen: sein Verwelken war kein beängstigendes und trübes.

Dazu kam die Feier seines siebenzigsten Geburtstages, die ihm reiche Ehren und endlich auch eine staatliche Anerkennung Preußens durch Uebersendung des Adlerordens eintrug. Besonders wohl that ihm die Aufmerksamkeit seiner Vaterstadt, und von dieser gerührt, faßte er sogar den Entschluß, sein trautes Haus in Hademarschen zu verkaufen und für den kleinen Rest seines Lebens nach Husum zurückzusiedeln. Er fand dort einen Sohn als Sachwalter, seinen Bruder, manchen Freund, ein Theater, einen Gesangverein, der seinen Namen trägt und den er auffrischen zu können meinte, und durch seinen Ehrenbürgerbrief Befreiung von allen Kommunalabgaben.

In der That lockende Aussichten! Und er hat ihnen nicht widerstanden. Er kehrte heim in seine „graue Stadt am Meer", aber freilich nur als Leiche. Ein schleichendes Magenübel hat ihn unerwartet rasch hinweggerafft. Wie ehrenvoll und

feierlich er bestattet worden, hat der Eingang dieser Schrift berichtet.

Jetzt ruht er in seiner Vaterstadt unter den breiten Kronen der grünen Linden auf dem Kirchhofe des St. Jürgenstifts, unter denen er in seiner Kindheit wie im späteren Mannesalter so gern geweilt und die er mehrfach in seinen Geschichten geschildert hat.

„Was nun?“





